This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DD206
F73
LIBRARIES
STK

Freimüthige Blätter

für

Deutsche,

in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft.

APR 19 1950

Herausgegeben

von

Friedrich von Cölln.

Des Jahrg. 1818 Eilftes Heft.

Zusammenhalten unsern Werth,
Und euch ist niemand gleich.
Göthe.

Berlin, 1818.
In der Maurerschen Buchhandlung.
Poststraße No. 29.

Plan und Ankündigung.

Die Freimüthigen Blätter für Deutsche, in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft, nahmen i. J. 1815 zu einer Zeit ihren Anfang, wo Napoleon in Cannes gelandet war, und ein neuer Krieg gegen ihn Europa unter die Waffen brachte.

Wir richteten daher diese Zeitschrift vorzüglich auf die Tages-Geschichte und die Kriegsbegebenheiten, die aber mit dem Pariser Frieden endigten. Es blieb daher nur der zweite Zweck zu erreichen übrig: Mittheilung europäischer neuer, zunächst deutscher, organischer Gesetze.

Wir haben nun, mit dem Achten Hefte, für jene Zwecke die Freimüthigen Blätter geschlossen, indem wir dieß Journal künftig, für folgende Zwecke, in drei Abtheilungen, dem Publikum vorlegen wollen:

1) Wollen wir einen Kampfplatz darin für die öffentliche Meinung eröffnen, über die künftige innere Staatsausbildung Deutschlands, besonders Preußens. Dahin gehören Vorschläge zu zeitgemäßen Verbesserungen der Verfassung und Verwaltung. Jeder Aufsatz in dieser Hinsicht, mag er unsere eigene Ueberzeugung aussprechen, oder die entgegengesetzte Meinung, sey uns willkommen. Nur durch den Kampf der Meinungen erhält man eine wahre öffentliche Meinung.

2) Wollen wir aus der auswärtigen Literatur interessante Auszüge und Uebersetzungen neuer politisch-militairischer Schriften, mittheilen.

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

I.

Ueber

des Herrn von Grevenitz Bauer in Polen

von

Kosmophilos.

Vorwort.

Ich bitte den Leser, die Schrift des Herrn von Grevenitz zur Hand zu behalten, und meinen Versuch mit dem Wunsche zu entschuldigen, daß immer tiefer in den vorliegenden Gegenstand eingedrungen werden möchte.

d. V.

Jede Zeit hatte und hat ihren Geist, und Zeitgeist und Geist der Zeit dürfte definirt werden können: Stimmung der Nation als das Ergebniß der geschichtlichen Begebenheiten einer gewissen Zeit. Unser jetziger Zeitgeist ist noch Jahrzehende alt, wenn wir nämlich seinen Geburtstag in dasjenige Jahr setzen müssen, mit welchem ganze Nationen ihre Theilnahme an einer Begebenheit äußerten, in wel-

cher allein wir seine Quelle erkennen und nicht den Ideenkreis einzelner Köpfe als solche annehmen. Jene Begebenheit nun ist die französische Revolution, wohl die Tochter früherer Ereignisse, aber dennoch, und ganz gewiß die Mutter unsers heutigen Zeitgeistes: seine Tendenz nach National-Repräsentation hat der Sohn von der Mutter geerbt, und damit keine Nation um dieses Erbstück kommen möge, sollen alle Mitglieder dafür befähiget werden.

Unbedingt zugestanden, daß die Regierungen den Geist der Zeit fassen, ihn zu begreifen, sich bemühen müssen: so folgt doch zuverlässig daraus nicht, daß sie ihm zu folgen haben, weil er ist, was er ist, Geist der Zeit; denn er ist nicht immer das Beste, und führt nicht immer zum Besten: er ist nicht selten der unsaubre Ausfluß aus unsaubrer Quelle. So urtheilten z. B. Philosophen und Geschichtschreiber, daß unser Zeitalter den französischen Volksaufruhr nicht erlebt haben würde, wenn, wie jetzt in Frankreich, so auch früher das Volk an seiner Regierung Theil genommen hätte, statt vielmehr nur einfach geurtheilt werden sollte, daß es wohl nie zur französischen Revolution gekommen seyn möchte, wenn Frankreichs Regierung nicht gar so schwach und kraftlos gewesen wäre. Sie starb in so großer Schwäche, daß sie nicht einmal mehr testiren konnte. Und an dieser Schwäche war wahrlich der Mangel der Nationalrepräsentation nicht Schuld! denn, fragen wir nur die Geschichte, um uns zu überzeugen, daß die Häupter der repräsentirten Völker öfter wechseln, als die der nicht repräsentirten.

Also hypothetisch angenommen, daß aus dem Mangel der Repräsentation kein Grund für die Nothwendigkeit der französischen Revolution zu entnehmen ist, dürfen wir, noch weiter gehend, fragen: ob die National-Repräsentation eine gewisse Quelle der Ruhe, der Sicherheit und des Glücks der Nationen ist? Geschichtlich muß diese Frage verneinend

beantwortet werden, und philosophisch ebenfalls darum, weil zur Ruhe, zur Sicherheit und zum Glück der Nationen wohl Würde, Kraft und Energie ihrer Regierungen, aber nicht Repräsentation nöthig ist, um diese Würde, Kraft und Energie hervorzubringen. Die Nothwendigkeit einer Regierungs-Consulta (z. B. Staatsrath), ist historisch und philosophisch leicht zu beweisen: die Nothwendigkeit einer Nationalrepräsentation als conditio sine qua non der Regierungsbeschlüsse gar nicht.

Dies als zweite Hypothese angenommen, dürfte auch der Schluß richtig seyn, daß man von Staatswegen nicht die Nationen für National-Repräsentation befähigen muß, um zugleich ihr Glück und die Sicherheit der Regierungen zu begründen. Beide, jenes Glück und diese Sicherheit, darf der Mensch nie trennen, will er sich nicht in ein Labyrinth von Fehlschlüssen und Erwartungen verlieren, denen Irrthum und Täuschung auf den Fuß folgt. Jenes Glück und diese Sicherheit waren, wie oben bemerkt, nie die nothwendigen Ergebnisse der National-Repräsentation; sie waren und sind aber gewiß immer die zuverlässige Folge kraft- und würdevoller Regierungen.

So bleibt für die National-Repräsentation kaum ein andrer Vertheidigungsgrund übrig, als daß, was doch nicht zu vermuthen ist, die Nation, indem sie gegen sie aufsteht, eigentlich gegen sich selbst aufsteht. Und doch haben das die Nationen schon so oft gethan, daß von dem, was zu vermuthen oder nicht zu vermuthen, nicht mehr die Rede seyn kann. Mit dem Augenblicke, mit welchem die National-Repräsentation eingeführt ist, erscheinen der Nation ihre Repräsentanten als Mit-Regenten; steht sie auf: so steht sie gegen ihre Regierung auf; ob gegen ein Wahl- oder Erb-Regiment, das gilt ihr gleich. Sie will, und das von Rechtswegen, glücklich, aber nicht gefragt seyn: ob sie glücklich ist? Mit dieser

Frage sitzt sich jede Regierung so gewiß auf das Glatteis, als sich die repräsentirten Nationen immer darauf befinden.

So darf man, ohne sich dem gerechten Vorwurfe der Kurzsichtigkeit auszusetzen, annehmen, daß der Zeitgeist uns in der Tendenz nach National-Repräsentation nicht das Beste gab, daß um ihrentwillen kein Mensch klüger gemacht werden muß.

Aber doch hat jeder Mensch ein wohlerworbnes, ein angebornes Recht auf diejenige Klugheit, die jede Nation Jedem ihrer Regenten wünscht, auf diejenige Klugheit, ohne welche Jeder in seiner Sphäre von seinem Ziele zurückbleibt, und verwerflich ist jeder Stein, der dem Streben nach ihr, der Möglichkeit, sie zu erlangen, im Wege liegt. Das ist wieder so wahr, als sich der Nutzen einer wohlgeordneten Regierungs-Consulta nicht leugnen läßt, nur daß der jetzige Zeitgeist wieder zu weit griff, oder irrigerweise die Voraussetzung annahm, daß die Menschheit unter seinem Vorfahren so sehr unglücklich war. Es scheint nämlich bey ruhiger Ueberlegung der Grundsatz angenommen werden zu müssen, daß die Regierungen, was sie als Wohlthat für die Regierten anerkennen, ihnen nur dann aufdringen sollten, wenn die Ruhe des Staats es erheischt. Haben sie übrigens den Weg, unterrichtet werden zu können, gebahnt; haben sie den äußern Schutz des Staates fest begründet: so kommt es in der That, wenn dazu noch das Eigenthum gesichert, wenn Polizey und Justiz zweckmäßig verwaltet werden, nur noch darauf an, daß sie die Hinderuisse, zur Wohlhabenheit zu gelangen, aus dem Wege räumen. Der Geist der Zeit sagt gewiß nicht, daß sich die Regierungen mit Gewalt in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens eindrängen sollen. Aber er sagt, daß die Nationen Freyheit im Denken, im Schreiben, im Handeln verlangen, und diese Freyheit, zu dem Grade, zu verlangen, berechtigt sind, als es nur irgend mit der Ruhe und Sicherheit des

Staats bestehen kann. Verlangen die Nationen in Gemäßheit des Zeitgeistes mehr: so verlangen sie zu viel; und geben ihnen die Regierungen mehr nach: so hat der Zeitgeist die Regierungen und die Regierten leichtsinnig gemacht. Und wirklich erscheint Leichtsinn als das charakteristische Kennzeichen unsrer Zeit, der allein so viele ungeregelte Willkühr in den Forderungen beider Theile erklärlich macht. Abgerechnet die Zeiten aller Neronen, in welcher Hinunterlegegend sie immer ihre Krallen eingreifen lassen mochten, hat keine Zeit mehr willkührlichen Dikasterien-Geist auf der einen, mehr nutzlose Sprech- und Schreibe-Dreistigkeit auf der andern Seite erlebt, als die unsrige, und es scheint so wenig erwogen zu werden, in welchem natürlichen und nothwendigen Zusammenhange sie stehen, als welcher Nachtheil daraus erwächst, beides mit dem großen Unglück, daß beiden, indem sie sich mit gleichem Recht und Ausdruck hinter sogenannt gesetzliche Form verstecken, so sehr schwer beyzukommen ist. Alle Regierungen wollen doch nun einmal gern Regierungen bleiben; können die Furcht, aufzuhören oder geschwächt zu werden, nicht von sich lassen; werden dachstündlich gewinkt, gewarnt, gerüstet; müssen nun ihre Bureaus als ihre Heere betrachten, und eins an das andre so fest halten lassen, daß die Hoffnung auf änderude Resolutionen bald zu den Alterthümern gehören wird. Ein dergleichen Despotismus ist, wo er sich auch immer äußern möge, sehr drückend, aber freylich fest gehalten, weil er dem Beschwerdegeist nach und alle Hoffnung nimmt, weil er die Regierten scheint gewöhnen zu sollen, den ersten, den besten Ausspruch auch für den unumstößlichen zu halten. Es soll aber kein Despotismus seyn; man hüllt die Willkühr in eine äußerst höfliche Expeditions-Weise; das Sie und das Herr haben das Ihr verdrängt; — sind indeß heute die Sies und die Herren wohl zufriedner und glücklicher, als vormals die Ihre?

Ist das nicht der Fall, bleibt und muß aber doch das Glück des Staats der Zweck alles Regierens bleiben; so muß die Zeit wieder zurückkehren, wo nicht Bureaus-Reskripte, sondern Gesetze gelten und entscheiden; erstere nur, so weit sie auf letztere gegründet; letztere nur, so weit sie, mit Herrn von Grevenitz (S. 35.) zu sprechen: „dem Auge gleichend, womit die Hand des kunsterfahrnen Gärtners den Fruchtstamm zu veredeln strebt, das Auge für Nebel und Nahrung aus dem Stamme zieht, und dafür diesen veredelnden mit schönern Früchten. Jedem Gesetze muß ein im Volke tiefgefühltes Bedürfniß vorangehen, und dieses Bedürfniß muß auf eine der Eigenthümlichkeit des Volkes entsprechende Weise befriedigt werden. Wie die Natur von Stufe zu Stufe, ohne Gewalt, aus eben deswegen mit unwiderstehlicher Macht fortschreitet, also soll auch der Gesetzgeber keine Stufe überspringen." Darum möge der neue Zeitgeist ja nicht auf die künftige Gesetzgebung einwirken: er würde uns Zucker zu geben scheinen, doch Gift reichen; denn es ist eine ewige Wahrheit, daß die Gesetzgebung mit den Bedürfnissen des Volks gleichen Schritt halten, daß sie nie leichtsinnig werden, oder vom Leichtsinn angesteckt zu seyn auch nur scheinen muß.

Ob nun des Herrn von Grevenitz Vorschläge diese Wahrheit vor Augen behielten, darüber jetzt einige kritische Worte, denen ihr Verfasser so wenig als möglich polemischen Anstrich zu geben, und von denen er wünscht, daß sie geprüft werden möchten.

Polen hat hinsichtlich des Rechtsverhältnisses seiner Einwohner dritten Standes theoretisch nur eine despotische Zeit gehabt, und das war die von Anfang des sechszehnten bis Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; theoretisch: denn praktisch fing sie früher an und endete später, indem das bessere lange und eigentlich, auch selbst für denjenigen Theil, der unter preußische Hoheit kam, bis zu dieser Zeit Theorie blieb,

Doch müssen Eigenthümer und Laßleute (Nicht-Eigenthümer) in mehr als einer Hinsicht unterschieden werden.

Betreffend zunächst die Eigenthümer: so mag man zwar von Hauländern, d. h. Ankäufern, deren mehrere Wirthe zu einer Gemeine geschlagen, mit einem die Dienstfreyheit festsetzenden Privilegio versehen, schriftsässige Eigenthümer, die nach ihren Nahrungs-Kaufbriefen zu bestimmten Diensten verpflichtet waren, unterscheiden; indeß traf sie doch das Loos, daß Zeit und Umstände ihren Gutsherrschaften gestatteten, von dem ursprünglichen schriftlichen Vertrage abzugehen, und sowohl die Geld- und Naturalprästazionen, als die Dienste zu erhöhen. Zweifelsfrey geschah dashin und wieder zu dem Grade, daß selbst die Unmöglichkeitsklage begründet gewesen wäre; dennoch gehörten Fälle dieser Art nur zu den Ausnahmen, und man kann als Regel nur annehmen, daß, um nun bloß von den nachherigen preußischen Antheilen Polens zu sprechen, bis resp. 1772 und 1793 von den Gutsherrschaften mit ihren Eigenthümern vertragswidrig umgegangen wurde. Daraus folgt nun unmittelbar und eo ipso noch keine Widerrechtlichkeit, auf die wir vielmehr erst von dem Augenblicke an schließen konnten, mit welchem die preußische Regierung gesetzlich den Grundsatz aufstellte, daß im Verhältniß zwischen Gutsherren und ihren Einsassen des platten Landes mittelst der Verjährung weder etwas zu erwerben, noch zu verlieren gewesen. Wollte man hier wieder nur der Theorie folgen: so könnte man, nachdem im achtzehnten Jahrhunderte die Assessorialgerichte als Forum für den zweyten und dritten Stand gegen den ersten eingerichtet, leicht der preußischen Regierung den Vorwurf machen, daß sie sich in ihrer Voraussetzung geirrt hätte. Indeß, sie konnte wirklich nicht anders handeln, als sie gehandelt hat; es war und blieb zu polnischen Zeiten den Einsassen der Weg Rechtens gegen ihre Gutsherren so gut,

als versperrt; mancher, der ihn zu betreten wagte, mußte mit harter Leibesstrafe seinen Vorwitz büßen. Dennoch hat in der That mancher gute, mancher unschuldige Gutsherr gelitten, gegen den durch einen Raum von überrechtsvergährter Zeit nicht der geringste Zwang bewiesen, dem die Kläger selbst zugestehen mußten, daß er ihnen immer ein guter Herr gewesen; — es entschied der Privilegienbuchstabe. Ob nicht vielleicht die preußische Regierung Erfahrungen dieser Art hätte sammeln und sich dadurch veranlaßt finden mögen, z. B. die Bedingung vorzuschreiben, daß der Zwang zu beweisen? darüber ließe sich wohl rechten, obwohl es, da das Gesetz nun einmal ohne eine dergleichen Bedingung da steht, zu weiter nichts nützen kann, als jede neue Gesetzgebung über das fragliche Rustikalverhältniß an die dringende Pflicht zu erinnern, dem Gesetz doch ja nicht mehr Privatwohlstand zu opfern, als schlechterdings nothwendig ist. Jeder Gesetzgeber muß vor allen Dingen dafür sorgen, daß sein Gesetz möglichst wenig umgangen werden kann, daß den Sachverständigen möglichst wenig Spielraum bleiben; denn selbst unter dem Siegel vorzüglicher Gerichtshöfe kommen Erkenntnisse zum Vorschein, die ohne den Glauben der Menschheit an die Ungewißheit des Rechts nicht zu entschuldigen seyn würden.

Also, unsre Eigenthümer waren der Willkühr ausgesetzt, und es verdient die Stimme dessen, der da meynt, sie hätten mit ihren Beschwerden nicht gehört werden müssen, gar kein Gehör. Aber muß eine neue Gesetzgebung, sie mag von den Grundsätzen des Edikts v. 14. September 1811 und seiner Deklaration v. 29. May 1816, oder von andern ausgehen, muß sie von Amtswegen in das Verhältniß unsrer Gutsherren und unsrer Eigenthümer eingreifen?

Die verneinende Beantwortung dieser Frage scheint so lange die richtige zu seyn, als nicht erwiesen worden, daß jeder Hofdienst eo ipso gehäffig oder hassenswerth sey. Die menschli-

die Freyheit kann mit und bey Hofdiensten sehr füglich bestehen; und unsre Regierungen können bey den jetzt mehr, als je von ihnen geübten Militairdiensten, consequent keinen andern Grundsatz annehmen, als den: Sorge für das ne quid nimis! Und so weit reiche für unsre Eigenthümer unsre vernünftige Gesetzgebung, in Gemäßheit deren theils schon rechtskräftige Erkenntnisse obwalten, theils noch ergehen können, so daß rechtlich und selbst billig unsre Eigenthümer kaum einen andern Wunsch hegen dürfen, als den: daß die Justiz bey uns besser organisirt seyn möchte. Warum man nicht der jetzigen Organisation die der vormaligen südpreußischen vorzog? das können, das müssen Gutsbesitzer und Einsassen unbegreiflich finden; das können, das müssen sie dem Zeitgeist vorwerfen, und annehmen, es sey ihm wohl weiter nichts nachzugeben gewesen, als die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, doch immer sich wundernd, daß man in andern Provinzen auf den Zeitgeist nicht hörte, weil, was dem Einen recht, dem Andern billig ist. Unsre Justiz ist entsetzlich theuer, entsetzlich unbequem, und wir werden noch dazu auf den innern Werth eines vormaligen Südpreußischen Landes-Justiz-Collegii so lange verzichten müssen, als der Besitz der polnischen Sprache zur sofortigen conditio sine qua non der Gelangung zur Richterstelle gemacht, und damit vergessen wird, daß das gescheutere ipse fecit, immerhin in arabischer Sprache, besser ist, als das weniger gescheute in polnischer. Das ist es, was wir Laien, die wir nicht mit, nahe oder fern, am Ruder des Staats sitzen, wieder dem Zeitgeist vorwerfen, daß er der Form das Wesen opferte; daß er vergessen macht, wie das Geläute wohl betäuben, aber nicht, zufrieden stellend, beruhigen kann.

Doch wieder auf den Gegenstand unsrer Abhandlung zurück zu kommen, so läßt sich also wohl nicht besorgen, daß sich die neue Gesetzgebung um das Kontraktsverhältniß unsrer Ei-

gerichtlich von Amtswegen bekümmern wird. Abgesehen davon, wie sie nur Ausnahmsweise so gelegen, daß Abtretung von Land für den Verlust an Diensten als Entschädigung angenommen werden könnte: so hat Keiner von ihnen so viel Flächeninhalt und dabey so viel Dienste, daß er, wenn doch nur einmal, vorzüglich in einem so wenig bevölkerten Lande, Sendte-Hülfsdienste beybehalten werden müssen, einen verhältnißmäßigen Theil für die Befreyung von den übrigen Diensten herzugeben geneigt seyn wird. Und weiter, — ist es denn wirklich ein richtiger, ein bewährter Ausspruch des Geistes der Zeit, daß ein Diener zu Hofe, als und weil er solcher ist, nicht die der menschlichen Würde geziemende Stufe, nicht denjenigen Wohlstand erreichen kann, der ihm gehört und den er ohne Hofedienste erreichen würde? Ich denke, daß, wo Hofedienste diesem Ziel im Wege stehen, es ganz anders aussehen muß, als es bey uns zu Lande noch zuverlässig lange aussehen wird, und daß die dermalen rechtlich begründeten Hofedienste unsrer Eigenthümer nicht eher abgeschafft werden müssen, bis:

a) unsre Dienstpflichtigen gelernt haben:

α) ihre ganze Zeit zu benützen;

β) ihre Wirthschaften zweckmäßiger zu betreiben;

b) die Juden nicht mehr am Mark ihrer Wohlhabenheit saugen;

c) die vermehrte innere Consumtion sie über den Zufall guter Produktenpreise erhoben.

Einmal angenommen, unser König wollte den fraglichen Vorwurf zum Gegenstande seiner gesetzgebenden Gewalt machen, und dekretirte zunächst die Einholung eines staatswirthschaftlichen Gutachtens darüber; so würde, weil doch nun einmal hier jura tertii im Wege liegen, die Commission doch sich zunächst darüber auszulassen haben;

zu, wenn die herkömmlichen Dienste beybehalten werden, es unmöglich ist, den Eigenthümer so glücklich zu machen, wie er nach der Absicht des Regenten seyn sollte.

Sey die Commission nun nur nicht ungenommen von drey Jahre, daß die Hofedienste an und für sich und nach ihrer Natur zu denjenigen Sachen gehören, denen keine Administrations- und Gesetzgebungs-Operation ihre Vollkommenheit zu nehmen vermag, bedenke sie, daß die Hofedienste unsern Eigenthümer so gut auf Verträgen beruhen, als die auf den Dörfern bey Paris, daß der Unterschied beyder nur in der kürzern Dauer der Zeit besteht: so sind die Gutsbesitzer des Großherzogthums Posen gegen alle und jede Neuerungen gesichert.

Es werden dazu noch weniger, vielleicht gar keine Verhältnisse gefunden werden, wo der Dienste so viele sind, daß der Werth ihnen unverhältnißmäßige Opfer bringen muß, als es kann es in jeder Hinsicht der Zeit überlassen werden, beyde Theile zur unabgeforderten Ablösung der Dienste geneigt zu machen.

Ganz anders sind Lage und Verhältniß des polnischen Fußbauern.

Er ist nicht Eigenthümer der Gebäude, die er und das Vieh inne haben, und darum freilich gleichgültig dabey, wie sie im Dach und Fach erhalten werden. Er ist an den meisten Orten nicht Eigenthümer seines Zugviehes, und darum pflegt er es weniger und muthet ihm nicht selten zu viel zu. Er ist von Natur feurig und aufgeweckt, und darum geneigt, sich der Gelegenheit zum Trunk, die ihm eben so häufig gezeigt, als erleichtert wird, hinzugeben. Er hat kein Eigenthum reinlich und ordentlich zu halten, und ist darum oft selbst schmutzig. Er genießt von Jugend auf weder Erziehung noch Unterricht, und darum ist er, wie er ist, mehr aus Unwissenheit, als wegen seiner äußern Lage; sein Herr nimmt

nur seine Körperkräfte in Anspruch; sein Geistlicher wird durch das hirnlose Absingen des Rosenkranzes zufrieden gestellt; der Krüger mahnt ihn vor Martini nicht. Im Alter ist die Tugend sein Trost: mit diesem ledernen Beutel auf dem Buckel kommt er durch seine Welt. In der Jugend lernt er früher reiten und Vieh hüten, als reden: singt, springt, tanzt sich ins Mannsalter. Aber Gegenstände der Geringschätzung mag ich, so lange die Manier der Vornehmen über den Werth des Menschen nicht entscheiden darf, die polnischen Bauern nicht nennen, vielmehr glauben, daß, wer sie gering schätzt, sie nicht kennt.

Der polnische Bauer hat seinen recht gesunden Verstand, mit dem er öfter überrascht, als der deutsche. Der polnische Bauer kann recht anhaltend fleißig seyn, und mag zu seinem Herrn nur Zutrauen haben, um für ihn gern mehr zu thun, als er zu thun schuldig ist. Genauheit, Aufmerksamkeit, Nachahmungssucht zeichnen ihn aus: es giebt nicht mehr polnische Verbrecher, als Verbrecher andrer Nationen. Warum ihn also geringer schätzen? Das läßt sich eben so wenig rechtfertigen, als die Nothwendigkeit einer Aenderung seiner heutigen Lage, weil seine Vorfahren sich in einer andern befanden; denn es handelt sich nicht um die Frage, ob der polnische Bauer der unbeschränkten Willkühr seines Gutsherrn überlassen werden soll, sondern nur, soll er Eigenthümer werden und welches Dienstverhältniß für ihn eintreten?

Da scheint es nun, daß so wenig Deduktionen aus der Geschichte, als abstrakte, oder abstrahirte Philosopheme die Normen für eine diesfällige Bestimmung, oder Entscheidung hergeben können, indem, weil die Gutsherren nicht mehr für uneingeschränkte Willkühr in die Schranken treten, auch ihre Berufung auf das Gesetz gehört werden muß, und bey der angedeuteten Voraussetzung der gegenwärtige Besitzstand wenigstens so viel Achtung verdient, daß er nicht willkührlich be-

handelt werden darf. Und nur Willkühr kann den statum quo von 1520 heute einführen wollen, den Herr von Brenckenitz überdies nicht umfassend dargestellt hat. Das Statut Königs Sigismunds sagt nicht, daß von jeder (Magdeburgischen) Hufe wöchentlich nur ein Spanntag geleistet werden soll, sondern wenigstens so viel, und Handtage waren und sind die Hauptsache: am ersten drückend für den Bauer, am willkommensten dem Gutsherrn, der, werden ihm nur Handdienste, so viel er wünscht, zugebilliget, mit einem Spanntag in der Woche von jeder Magdeburgischen Hufe gern zufrieden seyn wird. Abschätzung einer solchen Hufennahrung nach ihrer Winteraussaat wird stets den allerunzuverlässigsten Maasstab für den vorliegenden Gegenstand hergeben: die Commissarien gewinnen durch sie nur Verwunderung darüber, wie auch ein ganz dienstfreyer Bauer von einer Magdeburgischen Hufe zu leben vermag. Denn 10 Berliner Scheffel Aussaat zum 4. Korn geben . . 40;

davon ab:

Saat . . 10,

Brodt . . 10, bleiben 20;

und sie reichen zu Abgaben und Gesindelohn nicht hin. Bey der Veranschlagung einer dergleichen Bauernnahrung bleibt kein andrer Ausweg übrig, als erfahrungsmäßig anzunehmen, daß sie noch keine fleißige Bauernfamilie in beständiger Noth liest, und doch das für sie zu haltende Zugvieh und Leibeskräfte nicht ganz beschäftiget. Die Behauptung, daß ihr ein wöchentlicher Spanntag die Hälfte ihres Einkommens nimmt, ist eben so gegen die Erfahrung, als es für den Bauer sehr hart seyn würde, gegen ihn als Grundsatz anzunehmen, daß die Hälfte seines Einkommens seinem Herrn gehöre; den Landesherrn, die Justiz, die Gemeine, die Geistlichkeit auf die andre Hälfte angewiesen: so muß die Familie hungern, wenn einen Herbst die Pilze nicht gerathen. Als

ganz gewiß führt uns diese Berechnung nicht auf die bäuerliche Wohlhabenheit zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts, so gewiß es übrigens ist, daß wir Erbeigenthum an Haus, Hof und Feld, billig abgemessne Dienstleistung, mäßige Belegung als die Quellen der bäuerlichen Wohlhabenheit anerkennen dürfen. War es wirklich wohlhergebrachter Rechtsgebrauch einer niederdeutschen Provinz, daß die Beschwerden eines Dorfs wegen Dienstübermaaßes nicht eher angenommen werden sollten, bis in demselben Dorfe erweislich drey der fleißigsten Bauern zu Grunde gegangen: so war es in Polen gewiß nie am schlimmsten. Hier stand gesetzlich freilich fest, daß den Unterthanen wider ihre Herren keine Schutzbriefe ertheilt werden sollten, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß des Unterthanen Wohl und Weh von dem guten oder bösen Willen seines Herrn abhing. Indeß hilft, wie gesagt, die Erinnerung an jene Zeit nichts zum vorliegenden Zweck, weil sich heute die Gutsbesitzer mit dem Wunsche ihrer Zurückführung nur lächerlich machen würden.

Zuverlässig müssen unsre Laßleute nach und nach Eigenthümer werden, und es kann seyn, daß der Staat Linientruppen, Landwehr und Landsturm nöthig hat, wie ihm freilich der bemittelte Soldat lieber ist und seyn muß, als der arme. Aber immer wird das Soldatwerden ein Opfer bleiben, das einem Zustande der Dinge gebracht werden muß, der auf den Wohlstand der Bauern nicht so nützlichen, als nachtheiligen Einfluß hat. Das weiß der König, das wissen seine Generäle, Minister und Räthe: alle werden vernünftigerweise die dermalige Militair-Einrichtung zu den nothwendigen Uebeln zählen müssen. Für die Einführung des Eigenthums sprechen so viel Gründe, daß nicht erst welche mit Gewalt herbeyzuziehen sind. Wie nun, wenn der Bauer seine Nahrung zu erb- und eigenthümlichen Rechten überkam, ein Zurückfallen derselben an den Herrn, wenn er es nicht, wie jeden Fremden, ge-

quirirt, vorkommen kann? das ist nicht wohl einzusehen, und eben so wenig die Nothwendigkeit davon, daß bey Bestimmung der Dienste der status quo von 1520 zur Grundlage anzunehmen, wenn doch ein den jetzigen Zeitumständen angemeßner andrer eintreten soll. Bliebe es weiter, wenn dieser dem Herrn nicht gefiele, ihm überlassen, dem Bauer die Hälfte seines Landes für dessen Dienstfreyheit abzunehmen: so möchte für diesen sehr häufig jenes eiserne Zeitalter zurückkehren, das nicht Herr, nicht Bauer, nicht Staat zurück haben wollen, und gegen die nothwendigerweise zu lassenden Erndtehülfsdienste eine Unmöglichkeitsklage begründet seyn. Auch Trautmann's wissenschaftliche Anleitung zum Studium der Landwirthschaftslehre würde nicht aus diesem Labyrinth helfen, und daß, wird die Nahrung erbliches Eigenthum des Bauern, er seine Gebäude, sein Zugvieh, Schiff und Geschirr im Stande erhalten muß, das versteht sich von selbst. Ist es möglich, der neuen Einrichtung so feste Grundsätze vorangehen zu lassen, daß jeder Fall in einem derselben seine Entscheidung findet, so muß über die Frage: ob sie einzuführen? gar kein Proceß, weder eine, noch zwey Instanzen zugelassen werden. Giebt es, beyläufig gefragt, ohne Proceß, eine, gar zwey Instanzen?

Würde über die Frage: ob die fragliche Einrichtung einzuführen? ein Proceß zugelassen: so würde noch manches Jahr, sehr wenige Fälle ausgenommen, einzig der Fiskus als Kläger auftreten müssen; denn unvorbereitet werden zuverlässig sehr wenige polnische Bauern Eigenthümer der in ihrem Besitze sich befindenden Nahrungen und ihrer Zubehörungen werden wollen. Es bleibt kein andrer Ausweg übrig, als daß man von Regierungs-Wegen das Reden hin und Wider den Gesellschaftszirkeln zum frohen Zeitvertreib überläßt, in der Sache selbst aber ruhig den überlegten Gang fortgeht.

Jetzt dürfte es an seinem Ort seyn, auf dieselligte Vorschläge näher einzugehen.

Vielleicht verdienen folgende die gröste Aufmerksamkeit der Regierung.

§. 1.

In jedem Kreise wird eine Commission niedergesetzt, unter dem Vorsitz des Landraths, bestehend aus einer zur Aufnahme deutlicher und umfassender Verhandlungen und Verträge geschickten Gerichtsperson, aus einem tüchtigen Oekonomie-Beamten und zweyen tüchtigen Dorfschulzen, welcher Commission zwey Conducteurs beygeordnet werden.

§. 2.

Die Regierung erkläret als unabänderlich, alle Laßleute sollen binnen spätstens zehnjähriger Frist Eigenthümer seyn, binnen dreyjähriger Frist aber Jeder schon zum unveränderlichen Besitz und Nießbrauch derjenigen Stelle und resp. Nahrung gelangen, die sein Eigenthum werden soll.

§. 3.

Während dieses dreyjährigen Zeitraums kann und muß einem Jeden seine künftige Nahrung zugemessen, können und müssen die Grundstücke bonitirt seyn, um hinsichtlich der Dienste diejenigen Abweichungen festzusetzen, welche die Oertlichkeit von dem im Regulativ festgesetzten allgemeinen Satz nothwendig mache.

§. 4.

Das künftige Eigenthum wird der Einschränkung unterworfen, daß einzelne Parcellen der besitzenden Nahrung ohne den Consens der Grundherrschaft weder veräußert, noch überhaupt alienirt werden dürfen, und daß im Fall des Verkaufs einer Nahrung, oder einzelner Theile derselben, der zehnte Groschen vom Kaufgelde für die grundherrschaftliche Einwilligung in den Verkauf an die Grundherrschaft bezahlt werden muß.

§. 5.

Es hängt von der Wahl der Grundherrschaft bey der ersten Einrichtung ab, ob sie (Magdeburgsches Maaß vorausgesetzt) Einhüfner oder Zweyhüfner, Fünfviertel- oder Anderthalbhüfner ansetzen will; aber keine Nahrung darf unter einer und über zwey Hufen groß seyn. Zu jeder Hufe gehören sich einschließlich derselben drey Morgen Wiesewachs.

§. 6.

Der Hofraum wird nicht mit gerechnet, zu jedem Hofraum ein halber Morgen bey demselben belegen als Garten geschlagen, und auch dieser außer dem §. 5. bestimmten Flächen-Inhalt zugetheilt.

§. 7.

Gleich mit dem Anfang der das Eigenthum vorbereitenden Besitzzeit erhält ein Jeder als gleich vom Anfang an eigenthümliches Grund-Inventarium zwey Pferde, vier Ochsen, einen Wagen mit Zubehör, einen Pflug, eine Haken, ein Paar Eggen. Sind zum Hofedienst keine Pferde nothwendig, so fallen sie weg; das erste Ackergeschirr muß nach dem Bedürfniß des Hofedienstes eingerichtet seyn, und es versteht sich von selbst, daß der Wirth es im Stande erhalten muß. Der Zweyhüfner muß, wenn er keine Pferde hält, sechs Ochsen haben. Dies Grund-Inventarium erhält ein Jeder zum erstenmal unentgeldlich.

§. 8.

Die Commission unterrichtet sich nun genau von dem Zustande der Gebäude, Wohnung, Stallung und Scheune. Ist derselbe so, daß die Gebäude nur im Dache erhalten zu werden brauchen, um die ersten funfzehn Jahre kein neues Holz, keine Mauer zu bedürfen, so geht das Eigenthum der Gebäude, wenn Herr und Bauer sich darüber einig sind, den zehnjährigen Zeitraum zur Uebertragung des Eigenthums

der Nahrung nicht erst abwarten zu wollen, gleich mit auf den Besitzer über. Einigen sie sich nicht dahin, so übernimmt zwar der Bauer gleich vom Anfang an die Verpflichtung, die Gebäude in ihrem dermaligen baulichem Zustande zu erhalten, der Grundherr aber bleibt für den Zufall verantwortlich. Was durch Zufall während zehn Jahren verloren geht, zu dessen Wiederherstellung muß der Grundherr die Materialien hergeben und diejenigen baaren Auslagen bestreiten, welche durch eigenhändige bäuerliche Arbeit nicht erspart werden können.

§. 9.

Sind die Gebäude nicht in dem Zustande, daß sie nur im Dache erhalten zu werden brauchen, um die ersten funfzehn Jahre kein neues Holz, keine neue Mauer, geklebte oder Bohlenwände in diesem, wie §. 8. unter der Benennung Mauer mit verstanden, zu bedürfen: so müssen sie entweder neu gebaut, oder sie können noch reparirt werden, um zu dem bezeichneten Zustande zu gelangen. Was geschehen muß, das entscheidet, sind sich beyde Theile nicht einig, die Commission, der Grundherr ist dafür verantwortlich, daß sie nach 10 Jahren in jenem Zustande sind, er muß unentgeldlich die Materialien hergeben und diejenigen baaren Auslagen bestreiten, welche zu Arbeiten nöthig sind, die der Bauer nicht selbst machen kann.

§. 10.

Erst von der Zeit an, daß sich die Gebäude im mehrgedachten Zustande befinden, beginnt die Verpflichtung des Wirths, sie im Stande zu erhalten, und dann hängt es wieder von der Einigung beyder Theile ab, ob, wenn der Bauer das Eigenthum der Nahrung früher übernimmt, auch das der Gebäude früher auf ihn übergeht, oder während der zehnjährigen Dauer den Zufall dem Grundherrn zur Last bleibt.

§. 11.

Landesherrliche, geistliche und Gemein-Lasten und Abgaben muß der Bauer von Anfang an übernehmen.

§. 12.

Die Polizey-Obrigkeit behält der Grundherr und mit ihr das Recht der Wahl eines Schulzen, die mit jedem Ersten July eintreten kann, im Laufe des Jahres aber ohne gesetzliche Gründe nicht vorgenommen werden darf. Im Dienst hat der Herr, oder sein Stellvertreter das Recht zu strafen bis funfzehn Hiebe mit der schon vorgeschriebenen lederner Peitsche, außer dem Dienst bis fünf Thaler, oder acht Tage Gefängniß. Beweiset der Bestrafte im Wege Rechtens seine Unschuld, so bezahlt der Herr ihm Zehn Thaler, und dem Fiskus zwanzig. Wird die Unschuld nicht bewiesen, so sind Fünf Thaler Succumbenzgelder die Folge.

§. 13.

Uebrigens bleibt es in Hinsicht der grundherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse bey den Vorschriften des Allgemeinen Landrechts.

§. 14.

Betreffend den Werth der eigenthümlich zu übertragenden und resp. zu übernehmenden Grundstücke, so erhält ein Jeder, wie den Hofraum, so auch den halben Morgen Garten unentgeldlich, dagegen er für jeden Magdeburgschen Morgen Land und Wiesewachs fünf Thaler preußisch Courant Kaufgeld bezahlen muß.

§. 15.

Die Bezahlung betreffend, so muß ihm dazu, vom Tage der Eigenthums-Uebernahme angerechnet, eine zehnjährige Frist, jedes Jahr einen sich gleich bleibenden Theil zu bezahlen, zwar bewilliget, der jedesmalige Rest aber mit Fünf vom Hundert verzinset werden.

§. 16.

In Rücksicht der Dienste nun, so wird als Regel angenommen, von jeder Magdeburgschen Hufe:

A. Spanndienste mit zwey Pferden oder vier Ochsen, jährlich zwölf Tage, entweder Düngerfuhren, oder pflügen, oder Getreide-Einfahren, das Pflügen nach Morgenzahl zur Saat, zum Stürzen, zum Wenden bestimmt, und außer diesen zwölf Tagen zwanzig Posmet Viertel Roggen auf drey Meilen weit zu verfahren.

B. Handdienste mit eignem Geräth;

a. Von George bis Martini wöchentlich einen und einen halben Tag, Manns- oder Frauendienst, wie der Herr ihn verlangt;

b. von Martini bis George wöchentlich einen Tag.

Dies ist das Minimum an Diensten und unter allen Umständen das Maximum an Spanndiensten. Ist der Grund und Boden so, daß, die Dreyfelderwirthschaft vorausgesetzt, der Wirth des einen Feldes Hälfte mit Gerste besäen kann, so muß er von George bis Martini wöchentlich zwey Handdienstage übernehmen, von Martini bis George wöchentlich einen Tag, und das ist unter allen Umständen das Maximum an Handdiensten.

c. In der Erndte unter allen Umständen acht Tage.

§. 17.

Diese Dienstleistungs-Einrichtung tritt von dem Zeitpunkt ein, mit welchem einem Jeden diejenige Nahrung übergeben, welche er zur bestimmten Zeit als Eigenthum überkommen soll, dergestalt, daß nach drey Jahren also auch das Dienstverhältniß reguliret seyn muß.

§. 18.

Beyden Theilen steht gemeinschaftliche oder einseitige Provokation auf Ablösung der Dienste frey, jedoch dem

Bauer gegen den Herrn erst nach vorher gegangener fünfjährigen, und dem Herrn gegen den Bauer erst nach vorhergegangner dreyjähriger Ankündigung, die in beyden Fällen gerichtlich geschehen muß.

§. 19.

Die Ablösung ist, wenn im Wege des Vertrages nicht ein andres bestimmt wird, an folgende unerläßliche Bedingungen gebunden.

a. Es bleibt die Verpflichtung zur Bezahlung des zehnten Groschens vom Kaufgelde.

b. Jährlich in zwey Raten zu bezahlendes Dienstgeld ist das einzige von dem Bauer zu offerirende Aequivalent.

c. Die Ablösung der Erndtedienste kann der Bauer nicht verlangen.

d. Die Getreidefuhrdienste bleiben auch, wenn sie der Herr nicht abgelöset wissen will.

e. Die übrigen Dienste werden, der Spanntag auf zwanzig Silbergroschen, der Handtag auf sechs Silbergroschen gerechnet.

f. Auf die Dienste aller und jeder Einwohner im Dorf, männlichen und weiblichen Geschlechts, der Wirthe, der Häusler, der Einlieger und ihrer Alle Kinder für Geld hat der Grundherr vor jedem Fremden das Vorrecht, dergestalt, daß, wer über einen Tag, unter welchem Vorwande es immer seyn möge, ohne Consenz des Grundherren bey einem Fremden arbeitet, für jeden Tag demselben von ihm brevi manu einzuziehende Funfzehn Silbergroschen Strafe bezahlen muß.

Es gilt nun den Beweis davon, daß sich Grundherren und Bauern über eine solche Einrichtung der Sache mit Grund Rechtens nicht beschweren können.

Gewiß ist nicht zu läugnen, daß der polnische Wirthschaftsbetrieb einen sehr verführerischen Schein hat: Einnahme ohne bedeutende Ausgabe, gegründet auf die Gewißheit, daß jeder andre Betrieb zuverlässig mehr Aufwand verlangt, für mehrere Einnahmen aber nicht so sichre Gewähr geleistet werden kann, verbunden mit Mißtrauen gegen Neuerungen, das bisher die landwirthschaftliche Schriftstellerey weniger zu mindern verstand, als sie vielmehr hin und wieder abschreckende Opfer verschuldete. So bewirthschaften denn die polnischen Gutsbesitzer ihre weit ausgedehnten Feldmarken in drey Feldern ohne bedeutende Benutzung der Brache mit Futtergewächsen, und das mit einem Reichthum an Diensten, der sie mit der Saat und Erndte bald fertig werden läßt, bey dem sie Hofzüge und Gesinde ersparen. Wohl müssen sie ihren Einsassen große Strecken Landes zur Benutzung überlassen; aber, wer selbst so viel Grund und Boden hat, achtet das Wenigere wenig und glaubt auf solchem Wege mittelbar mehr davon zu ziehn, als durch eigne Verwaltung. Kurz, es ist leicht erklärt, daß der polnische Gutsbesitzer seinen Wirthschaftsbetrieb vorzüglich findet. Denkt die preußische Regierung ihn zu überzeugen, daß sie zu einer andern Einrichtung der Dinge eben so berechtiget, als darum verpflichtet sey, weil sie sein und seiner Leute Wohl bezwecke: so irrt sie und es wird nichts übrig bleiben, als das der Zukunft und Erfahrung zu überlassen.

Besser, nicht erst viel fragen, als sich der obwohl geheimen, doch eigentlich gemeinten Antwort aussetzen, „man wolle nur stehrere Liniensoldaten und Landwehrmänner haben, oder die Staats-Einkünfte vermehren.“ Denn, wo der Zeitgeist, wie jetzt, in allen Köpfen spukt, wähnen die Menschen mehr Redensarten, als sie daran glauben.

Nach und nach werden auch die polnischen Gutsbesitzer sich davon überzeugen:

a. daß z. B. die preußische Regierung Dörfer verdient, weil ihre Administration die ordentliche seyn kann und sie unter ihr immer das mehrste Geld, den mehrsten Credit hatten;

b. daß zwischen ihrer Viehhaltung und Ackerwirthschaft gar kein Verhältniß Statt findet, und sie von der Letztern gewiß mehr Vortheil haben werden, wenn sie auf die erstere mehr wenden;

c. daß die größere Fläche nur in dem Grade lohnender ist, in welchem sie in reichere Dungkraft kommt;

d. daß recht viel Dienste vergeudet wurden, weil man ihrer manchmal zu viele hatte, und daß sich durch bessere Aufsicht und Eintheilung der Arbeiten mancher Mangel ersetzen läßt;

e. daß den Einsassen nicht selten Vorschuß gegeben werden mußte, der nicht mehr zurückkam;

f. daß die Instanderhaltung der Gebäude und des Viehstandes der Laßleute viel kostete;

g. daß sie in Hinsicht der Schaafweide durch diese neue Einrichtung nicht leiden, weil, wie sich von selbst verstehet, die Schäfereygerechtigkeit, d. h. das Recht des Herrn, seine Schaafe auf der ganzen Feldmark hüten zu lassen, dadurch nicht beschränkt wird;

h. daß sie in dem Verhältniß beßre Arbeiten erwarten können, in welchem ihre Einsassen mit Diensten nicht zu sehr belästiget sind;

i. daß ihr obrigkeitliches Ansehen nicht leidet und ihnen die Gelegenheit, sich für Geld Dienste zu versichern, nicht genommen, vielmehr sicher gestellt ist;

k. daß für den Fonds, der zur Vermehrung der Hofezüge, zur Haltung mehreren Gesindes, zur Erbauung von Familienhäusern und Ansetzung von Dienstleuten, Dreschgärtnern u. s. w. allerdings erforderlich, gesorgt wor-

den, nicht zu gedenken, daß, wie sich von selbst verstehet, das Plus am Lande dem Herrn verbleibt;

k. daß die preußische Regierung Land-Abtretungen nicht als Aequivalent aufdringen wird, weil es ihnen daran der Regel nach ohnedies nicht fehlet.

Irr' ich nicht sehr, so passen nur die vorgeschlagenen, nach der Oertlichkeit zu modificirenden Maaßregeln für das Großherzögthum Posen, wenn den Grundherrschaften nicht zu sehr zu nahe getreten werden soll. Herr von Greveniz hat S. 57 u. f. theils nicht die örtlich richtige landwirthschaftliche Ansicht, theils möchte die vorgeschlagene Wirthschaftsart eher noch mehrere Dienste nöthig machen, wenigstens einstweilen unsern Gutsbesitzern die Beybehaltung der jetzigen als die nothwendige Bedingung ihres Bestehens bey der neuen Einrichtung erscheinen. Mit der gerühmten aromatischen Schaafweide ist es bey uns nicht weit her; die Brennereyen sind nur da eigentlich einträglich, wo ein bedeutender innrer Debit gesichert ist; Torf haben nur einzelne Orte, und der reiche, unausgesogene Weizen- und Oehlsaatboden gehört zu den Ausnahmen.

Man findet im Großherzogthum Posen wenig sich gleich bleibenden Boden. Reisen wir eine Quadratmeile nach der andern durch, so finden wir auf einer jeden auffallend schnelle Abwechslungen, gutes und schlechtes Land so hart aneinander, daß die Bewohner es zweifelsfrey nur ihren Flächen und der Entfernung vom Meere zu danken haben, daß sie von Versandungen weniger leiden, als sie sonst leiden müßten. Und doch mögen sie es nicht außer Acht lassen, wie sich ihres Landes Oberfläche seit anderthalb hundert Jahren verändert hat! Polen, früher an Hoch- und Niederwaldungen so reich, hat jetzt schon drey und vier Meilen weite Strecken ohne Holz, und Gegenden abgeholzt, welche von der Natur zu

Kiefernforsten angewiesen waren. Ihr erster Humus ist längst schon vergessen, die Pflugschaar lockert Jahr aus Jahr ein fleißig drauf los, die Begierde nach Acker ist größer, als die nach Schonungen, und so darf in einem Lande, wo der Sand ohnehin vorherrscht, wohl zu besorgen seyn, daß seiner zu viel werden möchte. Nehmen wir die bekannten vier Classen an:

Weizenboden, Gerstboden, Haferboden, dreyjähriges Roggenland.

Charakterisiren wir weiter:

I. Weizenboden d. h. der, übrigens gehörig gedüngt und bearbeitet, nachhaltig Weizen so sicher trägt, daß man ihn darum mit Weizen und nicht mit Roggen bestellt;

A. Starken d. h. der im dreyjährigen Umlauf einmal gedüngt, zweymal Weizen trägt;

a. Niederungs- auch Marsch- oder Klaiboden genannt;

b. Höheboden, der der Moder- (Schlamm-) Erde weit weniger hat;

B. Schwachen, der zur zweyten und dritten Frucht nur Roggen tragen kann;

II. Gerstboden, von dem man sich mit Sicherheit keinen solchen Weizenertrag versprechen darf, als er im Roggen gewiß giebt.

A. Erste Classe die, wenn nicht die Hälfte, doch nicht viel unter der Hälfte Thon hat;

B. Zweyte Classe, die zwey Drittheil Sand enthält.

III. Haferboden, d. i. solcher, der im dreyjährigen Umlauf nach der Winterung keine Gerste, sondern Haser lohnt.

I A. Erste Classe, die, neunjährigen Dingungszustand vorausgesetzt, in neun Jahren dreymal;

B. Zweyte Classe, die unter gleicher Voraussetzung in derselben Zeit zweymal, und

C. Dritte Classe, die nur einmal Hafer mit Nutzen zu bringen vermag.

IV. Dreyjähriger Roggenboden, d. h. solcher, dem, wenn er in drey Jahren einmal Roggen getragen hat, mit Sicherheit in dieser Zeit weiter keine Frucht mehr zuzutrauen ist.

Dies vorausgeschickt, so finden wir im Großherzogthum Posen der Regel nach und vorherrschend nur:

I. B. II. B. III. B. IV.

ausnahmsweise:

I. A. b. II. A.

Boden von so glücklicher Mischung, wie man ihn an der Elbe, im Frankensteinschen, im Münsterbergschen, im Fürstenthum Jauer findet, den sieht man in Posen vielleicht gar nicht, auch z. B. die Gegend von Szroda, mehrere Güter im Kostenschen Kreise, die nahe Linkumferenz von Meseritz u. s. w. nicht ausgenommen.

Unter solchen Umständen darf der unpartheyische Beobachter des unmaaßgeblichen Dafürhaltens seyn, daß wir hier zwar allerdings ein beßres Wirthschaftssystem und Betrieb einführen mögen, als wir von unsern Vorfahren ererbt; daß uns aber die zweckmäßigere Eintheilung unsrer Felder und Fruchtwechselbestimmung nicht so leicht trösten, oder entschädigen kann, nicht zu gedenken, daß wir dergleichen Trostgründe darum von der Regierung nicht gern annehmen, weil sie die Früchte unsrer besondern Industrie nicht in Anspruch nehmen soll. Es kommt dazu, daß das Großherzogthum Posen noch lange nicht so bevölkert ist,

wie der rationelle Landwirth es nothwendig wünschen muß, und ihm stehen namentlich die Juden im Wege. Herr von Brevenitz bezeichnet sie als das Insekt, das, indem es für sich Honig sucht, unwillkührlich den Blumenstaub fortträgt und befruchtet. Mir scheinen sie das Insekt, das an unsrer Wohlhabenheit sehr willkührlich und mit großem Erfolg saugt, das wir keineswegs nothwendig brauchen, das uns durch seinen Faktorverkehr nichts mitbringt, wohl aber kostet.

Es darf mit Gewißheit vorausgesetzt werden, daß die preußische Regierung die Verhältniß-Aenderung der Laßleute an die Bedingung gebunden wissen will, daß die Gutsbesitzer darunter nicht mehr leiden, als für den Zweck der Regierung nothwendig ist, und daß sie selbst darnach ihre Maaßregeln wählt.

Fragen wir also nun zweytens:

ob die Bauern bey unsern Vorschlägen bestehen können?

Vor allen Dingen darf ich aus eigner Erfahrung versichern, daß der polnische Bauer, wenn er einmal Eigenthümer ist, der obervormundschaftlichen Hülfe und Rathgebung dreist entlassen werden kann. Ich kenne zwey Gemeinen, in denen meiner Verwaltung anvertrauten Gütern, deren Mitglieder, in einem Jahre aus Laßleuten zu Eigenthümern geworden, auf ihr Recht so scharf halten, wie der alte Hauländer nur irgend darauf halten kann. Subjektive Hindernisse ihres Fortkommens stehen zuverlässig nicht im Wege; objektive aber würden in den Weg geworfen werden, wenn nicht nach und nach vorgeschritten würde.

Die principienmäßige Veranschlagung einer Bauern-Nahrung führt gewöhnlich auf das Resultat = a. Der wirthschaftliche Bauer ist indeß nicht das vierte Korn auf

Kraut und Kartoffeln kommen ihm bedeutend zur Hülfe. Er zieht sich alljährlich ein Paar Stücke Vieh, ein Paar Schweine auf und rechnet das Federvieh mit Recht zu den wirthschaftlich erlaubten Erwerbsquellen, wenn die Oertlichkeit es sonst gestattet. An seinen Gebäuden, Schiff und Geschirr erhält er sich vieles selbst: seine gewöhnliche Kleidung verlangt keinen Aufwand. Wirth, Frau, Kinder und Gesinde, unter stündlicher Aufsicht, erarbeiten mehr, als sie verzehren: es wird, was nur irgend möglich ist, zu Gelde gemacht. Nur, wenn die Fruchtpreise sehr sinken, oder außergewöhnliches Unglück ihn trifft, ehe er zu einigem Kapital gekommen, nur dann ist er in Verlegenheit. So und nur so läßt sich, wo wir Bauern-Wohlhabenheit antreffen, eine Erscheinung erklären, die ohne Fleiß, Sparsamkeit, überlegte Benutzung der Oertlichkeit und der Umstände nicht zu erklären seyn würde. Das Jahr zählt 365 Tage, zu einer Bauern-Familie nur drey Mitglieder, deren Erhaltung bevor kostet, für jedes täglich nur 2 sGr. macht jährlich 73 Rthlr., die aus einer Magdeburgschen Hufe herauskommen müssen, ehe König, Herr und Geistlichkeit einen polnischen Groschen haben. Aber dennoch kommt der fleißige, überlegende Wirth durch, weil er weniger ausgiebt, als man denkt; daß er ausgeben müßte. Doch lernt sich eine Einrichtung der Art theils nicht gleich, theils besteht jeder Eigenthümer nur in dem Grade gut, in welchem er zu unvermutheten Ausgaben nicht unvermuthete Schulden machen muß. Ist dieser Zustand der Dinge vorbereitet, so ist die Erhaltung gewonnen.

Um der vorgeschlagnen Dienste willen nun braucht sich in der Regel der Bauer kein Gesinde zu halten, sobald nur eins seiner Kinder ganz, ein zweytes zur Hälfte herangewachsen. Wohl darf nicht vergessen werden, daß der Herr

die ihm zu leistenden Spanndienste zu einer Zeit verlangen kann, in der der Bauer in seinem Acker arbeiten muß. Indeß mag nur bestimmt werden,

daß der Herr die Getreidefuhren nur im Winter zu fordern hat;

so theilt er sich die übrigen schon von selbst für das Frühjahr, den Sommer und den Herbst ein und mag es sich dann letzten Falls gefallen lassen müssen,

daß die Spanndienste wenigstens in zwey Jahreszeiten fallen.

Mag man sagen, was man will: Zeit ist im Großherzogthum Posen eher zu erübrigen, als Geld, und dem fleißigen Bauer bleibt so viel Zeit, wie der vorgeschlagne Dienst verlangt, ja, er wird sich mit ihr hier im Lande kaum mehr verdienen können, als sie ihm unter solchen Umständen einbringt. Mützen nun die landwirthschaftlich guten Jahre, d. h. diejenigen, die ohne Mißwachs gute Preise haben, setzen sie ihn in den Stand, sich eine andre Lage zu verschaffen, so ist der Weg der Ablösung gebahnt, und es wird nur von ihm abhängen, sich das eingebildete, oder wirkliche bessere Loos zu verschaffen.

Wie es von Seiten der Regierung unbillig und unpolitisch seyn möchte, wenn sie ihr Abgabensystem nach den Resultaten der höchstmöglichsten Industrie der Gutsbesitzer einrichten wollte, unbillig, weil die Regierungen um der Einsassen, nicht die Einsassen um der Regierungen da sind, unpolitisch, weil sie dann wirklich die Industrie in ihrem Keim ersticken würde: eben so unbillig und unpolitisch würd' es auch von Seiten der Grundherren seyn, wenn sie der Industrie ihrer Bauern Hindernisse in den Weg legten. Also z. B.

es bleibe die Schäferey gerechtigkeit.

Mag man sich freylich bald darüber einig werden müssen, daß uns hier die positive polnische Gesetzgebung eben so gewiß verläßt, als die Mehrzahl der polnischen Gutsbesitzer und Einsassen nicht einmal einen Begriff vom precario, von diesem auf einseitigen Widerruf gestellten Geschäft hatten: so liegt es doch eben so zuverlässig in der Natur des Laß-Verhältnisses, daß die Laßleute mittelst der Verjährung die in Rede stehenden Gerechtsame nicht erwerben konnten, als bisher die Gestattung ihrer Benutzung und deren Ausdehnung von der Willkühr der Grundherren abhieng.

So bedeutend nachtheilig ihre Entbehrung besonders so lange seyn würde, als fleißige und überlegte Wirthschafsführung sie noch nicht weniger schädlich gemacht: so scheint doch unter den angedeuteten Umständen kaum ein andrer Ausweg übrig zu seyn, als:

die diesfälligen Bestimmungen den Verträgen der Betheiligten zu überlassen.

Gewiß wird Ungleichheit in den äußern Umständen der Bauern die nothwendige Folge seyn und bleiben, das indeß außer Acht gelassen werden müssen, weil eine völlige Gleichheit schlechterdings nicht zu ermöglichen ist. Die Regierung darf indeß einigen Trost darin finden, daß, wo es nur an Holz und Hutung nicht fehlt, jene Verträge für die Bauern darum nicht sehr lästig seyn werden, weil die fraglichen Benutzungen für die Gutsbesitzer keinen so großen Werth haben, daß er nicht grade von ihren Bauern am leichtesten zu bezahlen seyn möchte.

Kosmophilos.

Ehret die Meinung der Rechtlichen! doch dem Heuchler entreißet die Larve!

C....

II.

Bruchstücke

der

rheinischen Litteratur

während

der französischen Invasion.

An die Redaction der freimüthigen Blätter.

In dem XXXIII. Hefte Ihrer vielgelesenen Blätter stieß mir ein Theil des rothen Blattes auf, welches einst erst unter diesem Namen, und dann als Rübezahl in den jetzigen Königl. Preuß. Rheinprovinzen sehr viel Aufsehen erregte, starken Anhang hatte und ganz den damaligen Geist der Volksmasse ausdrückte, während dem einige wenige kluge Männer ruhig dem unruhvollen Treiben um sich her zusahen, und stets bei ihrer einmal gefaßten Meinung bleibend, lächelnd die verschiednen Gestaltungen dieses Chaos von Frey

heit und Despotie an sich vorüber gehen ließen. — Da ich aus jenem Bruchstücke mit Recht schließen darf, daß Ihnen die Mittheilung mehrerer Aufsätze dieser Zeitschriften nicht unangenehm seyn wird, und mir der Zufall gerade die ganze Folge derselben in die Hände spielt; so mache ich mir ein Vergnügen daraus, Ihnen zum beliebigen Gebrauch dieselben hier im Auszuge mitzutheilen, ohne jedoch an den Aufsätzen selbst das geringste Wort zu verändern; was auch bei dem von enthusiastischem Freiheitssinn eingegebenen Gedichten der Fall ist. —

Den Anfang mache ich, wie billig, mit der Dedikation dieser Zeitschriften, deren Motto folgendes ist:

„Haltet zusammen ihr Guten, kennt ihr euch, kennt ihr
„euch nicht, die Bösen halten auch zusammen, aber
„nicht so fest."

H...

Das erste Heft des rothen Blattes erschien zu Coblenz am 1ten Ventose im 6ten Jahre der Republik.

I.

Dedication.

Den
Vätern und Pflegvätern
der
Eudämonie
der
ganzen Aristokraten-, Zeloten- und
Obskurantenbande
widmen diese Zeitschrift
die
Herausgeber.

Erlauchte Glieder des Bundes für Wahrheit und Licht!

Schon lang lag Deutschland in Finsterniß begraben; eine sengende Hitze hatte die Köpfe verbrannt, und ein epidemisches Fieber erzeugt. In ihrem Wahnsinn hielten die Phantasirenden jene Hitze für Licht, und brüsteten sich mit ihrer Erleuchtung. Von Tage zu Tage griff die Hirnwuth immer weiter um sich, und verbreitete sich endlich in die niedrigsten Klassen des Staats. Schreckbar waren die Symptome, die sie begleiteten; fürchterlich besonders in ihren Wirkungen auf die Verstandeskräfte der Angesteckten. Allgemein glaubten die Schwachsinnigen, Königthum sey nichts als das gemahlte Steckenpferd kindischer Völker; ein König, das erste Lastthier des Staats. Fürstenstühle setzte man an die unterste Stufe des Thrones des Gesetzes, und diesem Gesetze — einem Wes

sen, das nirgend existirt, nicht fühlt, hört, sieht, noch riecht, — dem räumte man doch den unerhärtesten und strengsten Despotismus über seine gesalbten Unterthanen ein; man war unverschämt genug zu glauben, Fürstenköpfe standen nicht fester auf ihrem Rumpfe, als der Kopf jedes andern Verbrechers, und scheute sich nicht, diesen verruchten Satz mit Experimenten zu belegen. Man bewieß durch hämische Untersuchungen, Bürgerblut und hochadliches Blut seyen aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt. Man wollte behaupten, die ersten Stammbäume wären in der Gegend von Galgen und Hochgerichten aufgeschossen; in Schlachtfelder und Weinkeller verpflanzt, hätten sie dort fortgewuchert, und wären in dem festen fruchtbaren Boden, mit den Thränen der unterdrückten Menschheit begossen, bis zur gegenwärtigen Höhe aufgeschossen. Man nannte die Geistlichen — Bonzen, die Söhne der Heiligen — Kuttenmänner, nahm ihnen ihre zeitlichen Güter, und gab ihnen dafür Inskriptionen auf den Himmel. Man spottete der Markloſigkeit des geistlichen Arms, läugnete Hölle, Teufel und Wunder, destillirte den spiritus rector, den man Vernunftreligion nannte, aus der heiligen Schrift, und ließ den schwarzen brandigten Todtenkopf zum Spielwerke für Unmündige. Man wand endlich, o Schande über das 18te Jahrhundert! der Gottheit den Blitz aus den Händen, und machte sie zum gütigen barmherzigen Schwächling, — und die Leute, die das alles glaubten und thaten, nannten sich aufgeklärt.

Lange, lange dauerte der Unfug; da erweckte endlich die Vorsicht, müde der Greuel, Schaaren von Männern, die ihre Ohren vor dem Sirenengesange der falschen Apostel verschlungen gehalten; deren Gehirn noch unversengt war, weil sie glücklicherweise keins hatten, die am Alten fest, wie die gegenwärtige Sekunde an der vorhergehenden, hin-

Volk, kurz: sie inspirire Euch, lichtumstrahlte Männer des Staates und des Unterreichs! und geschlossen war der Bund für Wahrheit und Licht.

Ihr entsprachet eurem erhabenen Berufe, und mit Unerschrockenheit und heiligem Eifer verfolgtet ihr jene Afterphilosophen, die so manches Unheils Urheber schon waren, und hätten sie in hunderttausend Bibeln, Legenden und Gebetbüchern sich vergraben, eure feinnervigte Hätte ihren Ketzergestank, mitten unter den einander durchkreuzenden heiligen Gerüchen ausgewittert! Tod und Verderben brachtet ihr über die Jakobiner auf dem Thron, und in der Antichambre, in Uniform und im Bauernkittel; und hätten die Listigen eine Bartholomäusnacht für alle Republikaner gepredigt, ihr kanntet sie doch, und rastetet nicht, bis sie mit ihren Angehörigen geächtet, und Wasser und Feuer ihnen untersagt war. Ihr insbesondere, würdige Herausgeber des allchristlichen aller Journale! ihr habt weidlich daran gearbeitet, mit heiligem Unsinn die helllodernde Flamme der Fackel der Aufklärung zu ersticken. Freilich habt ihr dabei manche Familie ins Unglück gestürzt, oft den Saamen der Zwietracht zwischen Bürger und Bürger gesäet, die heiligen Bande der Gesellschaft und des geselligen Zutrauens gelöset. Aber, „haue das Glied ab, das dich ärgert," sagt der Evangelist, und dafür habt ihr ja auch würdige politische Orchyobören gebildet, die mit der Allgewalt ihres Arms, den wankenden Thron der Unvernunft stützen; ihr habt an Orten, von denen kein Mensch vermuthete, daß sich ein Lichtstrahl bis zu ihnen hin gebrochen haben möchte, ganze Nester von Jakobinern und Illuminaten, wie Infusionsthierchen in einem Wassertropfen entdeckt, und die ganze Brut mit einem Hauche vernichtet! ihr habt die Indolenz der Fürsten geweckt, und ihre Aufmerksamkeit auf Galgen und Räder gelenkt; kurz: Euch ist es in Verbindung mit euern würdigen Helfershelfern aus

allen Climaten und Zonen, gedungen, daß Deutschland, oder wenigstens ein Theil desselben, Hoffnung hat, die schönen Tage des 14ten Jahrhunderts noch einmal zurückkehren zu sehen; daß argwöhnische Dionyse auf seinen Thronen herrschen, und gesellige Freimüthigkeit bald aus seinem Umfange verbannt seyn wird.

Erlaubt daher, erlauchte Glieder eines Bundes, der so große Verdienste um die Menschheit sich erwarb, daß wir uns vor euch in den Staub werfen, und euch allerunterthänigst ein Werk zu Füßen legen, das euch nicht anders als willkommen seyn kann. Denn auch wir arbeiten am Volksglücke, wie ihr: auch wir haben dem Pfaffenthum und der Möncherey, mögen sie nun Jacobinism oder Kapuzinism heißen, ewigen Haß geschworen; auch wir arbeiten für Fürsten, indem wir ihre Entbehrlichkeit zu beweisen suchen, und so das Unsrige dazu beitragen, ihnen die Regierungssorgen vom Halse zu wälzen; wir zeigen, daß Monarchie die beste Verfassung wäre, wenn es keine andere gäbe, wir balgen uns mit dem Pseudophilosophen;

Wir bekämpfen der Jahrhundert Vorurtheile;
Wir sind im Krieg mit Eigennutz und Dummheit;
Wir beugen des verjährten Hochmuths alten Trotz;
Und setzen Schranken der ungezähmten Ehrsucht.

Lamey.

So nahe sind unsere Bemühungen mit den ewigen verwandt; so innig fließen unsre Wirkungsräume ineinander; wir hoffen daher, indem wir euch unsere Gabe darbringen, keine Fehl-

Bitte zu thun, wenn wir euch anflehen, uns eine einzige Gunst zu bewilligen, von deren Gewährung unsere zeitliche und ewige Zufriedenheit abhängt, die nämlich: uns die Aufnahme in euren menschheitbeglückenden Orden zu bewilligen.

Wären wir glücklich genug, unsere Wünsche in dieser Hinsicht befriedigt zu sehen, dann wären wir für alle unsere Arbeiten überschwenglich belohnt. Der mächtige Sporn der Nacheifrung, das Bestreben in euerm Lichtkreise nicht unverdient zu glänzen, würde unsere Kräfte verdoppeln, und dankbar würden wir die Hand küssen, die den Seegen in so reicher Fülle über uns gösse. Gewährt uns diese Bitte und ihr sollt keine lässigen Arbeiter in euerm Weinberge an uns bekommen. Das sey euch beim Genius aller aristokratischen und verketzernden Scharteken geschworen.

Die Herausgeber.

2.

Einleitung (zum rothen Blatt).

Wir haben einen Krieg erlebt, der uns und unserm Vaterlande tiefe blutende Wunden schlug. Hoch auf loderte die Flamme der Verheerung; halb Europa lieferte das Brennbare dazu. Aber der Rhein war doch der Feuerheerd, wo sie am stärksten und am längsten glühte; der Rhein, dessen Ufer schon in der grauen Vorzeit so manchmal von dem Blute der Germanen, Gallier und Römer rauchten, jener stolze Fluß, den die Natur doch eigentlich aus dem Grunde zwischen zwei Nationen geworfen hatte, um den wechselseitigen Ausbrüchen ihrer Wuth einen festen Damm entgegen zu setzen. Hier war die Linie, in der sich ungeheure Armeen, in denen die Stärke

ganzer Nationen konzentrirt war, mit furchtbarer Stärke rieben; hier ging jene Friktion vor, die die ersten Funken zu jenem großen Brande hergab; hier siegte aber auch die Freiheit, und gebändigt ward der Trotz der Despoten. Ihre Schaaren umgaben Frankreich mit einer ungeheuern Circumvallationslinie. Hunderttausende besetzten die zahlreichen Windungen und Biegungen derselben, die Schwachsinnigen hofften die Republik durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, aber sie fanden sich schrecklich getäuscht. Der Genius der Freiheit wachte; ein ungeheurer Drang von innen heraus erschütterte den furchtbaren Wall, er wankte; der Drang ward stärker, er stürzte; und nun wälzte sich der angeschwollene Strom über den gesprengten Damm, und ergoß sich über unsere Fluren. Wir waren, leider! Zuschauer der Verheerungen, die er dort anrichtete; wir waren Zeugen der Verwüstungen, die er im Gefolge hatte, Zeugen, wie er unsern Wohlstand vernichtete und unser Eigenthum verschlang. — Aber vergessen wir die physischen Nachtheile dieses Ergusses, zehn Jahre des Friedens und der Freiheit werden ihre Spuren verlöschen, wichtiger sind die moralischen Uebel, die diese Katastrophe begleiteten.

Mehrere 100000 Jünglinge, ihrem väterlichen Heerde entrissen, verschlungen von dem Wirbel der Revolution und in die weite Welt hinausgeschleudert, der Stimme ihrer brausenden Leidenschaften überlassen, gewohnt ihren Arm und ihr Schwerdt als ihren einzigen Gesetzgeber anzusehen, konnten wohl nichts dazu beitragen, daß die moralische Kultur des Landes, welches sie überschwemmten, große Fortschritte machte. Fanden diese Feuerköpfe sich nun gar unter eine Armee versetzt, bei der alle Fesseln der Disziplin aufhörten, wo lange vorausgegangene Leiden die erste Veranlassung zu den empörendsten Ausschweifungen gaben, und dieselben gewissermaßen zu rechtfertigen schienen; der zahlreiche Schaaren von

Lieben und Taugenichtsen folgen, die die Feldzüge in ihrem äußeren Ansehen, und ihren Folgen, großen Expeditionen mit Raub und Plünderung ähnlich machen, die die Kunst zu rauben zur Wissenschaft erhoben, und durch ihre Schamlosigkeit allmählig den schwachen Rest von Moralität und Achtung für fremdes Eigenthum, der sich noch erhalten hatte, erstickten: dann ist es nicht zu verwundern, wenn die Kultur jener Länder, die der Schauplatz solcher Ausschweifungen waren, einen empfindlichen Stoß erhielt, und ein Krieg, der den Bewohnern derselben ihre äußere politische Freiheit zusicherte, sie in Rücksicht auf ihre innere moralische Empfänglichkeit für dieselbe um eine Generation zurücksetzte. Nebst der Annahme des physischen Wohlstandes war also der Rückgang der allgemeinen Moralität, und das Einreißen eines Sittenverderbs, welches erschwert in der vorhergehenden Periode durch Frankreichs verächtlichste Auswürflinge, bey der ersten politischkritischen Transpiration dieses Staates, nur zu viele Nahrung gefunden hatte, eine der ersten und fühlbarsten Folgen jener großen Ueberschwemmung.

Dieselben Ursachen, die diese traurigen Wirkungen hervorbrachten, gaben zugleich Gelegenheit zu andern nicht minder folgereichen. Die Völker Europa's hatten sich aus den Franken Ideale von vollkommenen Wesen geträumt; sie wähnten, die Revolution habe sie stehenden Fußes in Engel und pure Geister umgeschaffen. Sie glaubten in ihnen die Befreyer von ihren Despoten und durch Sie allen ihren Beschwerden abgeholfen zu sehen, ohne einen Finger rühren zu dürfen. Diese Hoffnungen waren zu sanguinisch, und die Schwärmer mußten sich getäuscht sehen, selbst wenn die Franken auch geblieben wären, was sie im Anfange des Krieges waren. Ungeduldig schmiegten die Völker sich unter den Fuß ihrer Despoten, und glaubten die Franken würden kommen, und ihnen fein säuberlich die Ketten abnehmen, ohne ihnen

am mildesten dabey wehe zu thun. Aber diese, ungestüm und heftig von Natur, glaubten sie zerschlagen zu müssen, und auch ging es freylich ohne Beulen für die armen Gefesselten nicht her, die nun ihrerseits Zeter zu schreien anfingen. Das freylich schlecht beobachtete: „Krieg den Schlössern, Friede den Hütten," ward jetzt das Signal zum Hasse gegen jene, die man vorhin mit Enthusiasm aufgenommen hatte. Die mit jedem Tage wachsende Arroganz der stolzen Sieger der Koalition, die unerschwinglichen, jeden Tag erneuerten Forderungen, das ganze Gefolge jener Requisitionen und Erpressungen, die kein Ende zu nehmen schienen, und sich durch das ganze Alphabet auf alle Bedürfnisse erstreckten, verbunden, mit den Aufhetzungen von Pfaffen und Mönchen, die mit dem Aufkommen des Republikanismus ihrem Sturz und der Nichtigkeit ihrer bisher so einträglichen Allanzereyen entgegen sahen; den Drohungen der öffentlichen Beamten, die mit Schaudern das Ende ihres Reiches, und die Aufdeckung ihrer Unterschleife sich nähern sahen, mit der Anhänglichkeit des Deutschen überhaupt an seine gewohnten Formen und Maximen, alles das wirkte zusammen, um dem öffentlichen Geiste eine Richtung zu geben, die wenig Tröstliches für die Zukunft versprach. Haß gegen die Franzosen ward allgemein: man vergaß den Gang, der sie jenem Extreme entgegenführte, zu dem sie in der schlimmsten Epoche hinausgeschweift waren; man vergaß, daß sie auf den Drang der Umstände ihre Rechtfertigung nicht ohne Grund hätten können; man verwechselte am Ende gar die Person mit der Sache, und trug den Haß, den man Anfangs gegen die Franken hegte, nun auch auf die Grundsätze über, die sie vertheidigen, ohne zu bedenken, daß ja Tugend, selbst von Teufeln gepredigt, immer Tugend bleibe. Man haßte die Freyheit, haßte den Republikanismus; der öffentliche Geist ward aristokratisch; Pfaffen, Mönche und Schranzen jauchzten über ihr

ren Sieg. Jene oben gerügte Immoralität, verbunden mit diesem Geiste, zu dem sich noch der Stiefbruder desselben, jener falsche Moderantism, jener unreine Dämon, den der achtzehnte Fruktidor noch immer nicht ganz aus den Agenten der Republik herausgetrieben hat, hinzugesellte, sind die Ungeheuer, die wir von nun an, wo zu unserer gänzlichen Amalgamation, mit der großen Nation der Hauptschritt geschehen ist, zu bekämpfen haben. Erziehung muß zuvörderst jenem ersten Gebrechen abhelfen, die gegenwärtige Generation ist verloren für die Kultur; der folgenden ist es aufbehalten, dem erhabenen Ziele der Menschheit um einen großen Schritt näher zu kommen.

Das Geschäfft der öffentlichen Gewalten ist zweytens von oben herunter und mit der ganzen Macht ihres Ansehens und ihrer Hülfsmittel, jenem eingerissenen Geiste entgegenzuarbeiten, die Zöglinge aus der Schule der Clichy zu entwaffnen, dem Republikanism allmählig Eingang zu verschaffen, und der Opinion des Volkes eine andere und bessere Richtung zu geben.

Ehemals, wenn die weltliche Macht irgend mit Gewißheit auf den Sinn ihrer Untergebenen wirken wollte, dann nahm man den geistlichen Arm zu Hülfe; — ein Wink gegen Himmel, ein Bannfluch — und alles war vollbracht. Aber jetzt ist dieser Arm kraftlos und verdorrt; Philosophie ist an die Stelle der schwarzen Zauberer getreten, und Publizität, der mächtige Hebel, der das Geisterreich in Bewegung setzt. Den Bösewicht, den das Schwerdt des Gesetzes nicht erreicht, den prangert sie unbarmherzig; ihr Falkenauge dringt durch alle Uebel von Vorurtheilen, und entlarvt das Verbrechen, und giebt es dem öffentlichen Hohne preiß; sie macht gute oder schlimme Grundsätze allgemein gängig, je nachdem sie sich in guten oder schlimmen Händen befindet.

tion. Wenn also echte Erziehung und Regierung die beyden Hauptmittel zur Bewirkung unserer politischen und moralischen Regeneration angegeben wurden, so darf diese dritte Waffe zu Bekämpfung jener blinden politischen Orthodoxie — die Publicität, nämlich — nicht übergangen werden. Die beyden erstern werden wechselsweise von ihr unterstützung bekommen, und sie selbst wieder unterstützen, und so alle drey gemeinschaftlich das große Geschäft unserer moralischen und politischen Wiedergeburt vollenden.

So war der Gang unseres Raisonnements, indem wir uns zur Herausgabe der gegenwärtigen Zeitschrift entschlossen. Ein gebieterisches Bedürfniß fordert das Wiederaufleben einer Litteratur, die während dem Laufe des Krieges erstickt wurde, und so wie sie nie sehr bedeutend war, auch erst für die Zukunft, aber dann freylich auch eine um so größere Wichtigkeit verspricht. Indem wir also eine Laufbahn betraten, auf der wir keine weiteren Aussichten auf materiellen Gewinn voraussahen, konnten wir keine andere Absicht haben, als so viel an uns war, jenes schreiende Bedürfniß zu befriedigen, einmal wieder, wenigstens einen Fußpfad durch die verödeten, mit Dorn und Disteln bewachsenen Felder unserer Litteratur zu bahnen, und unser Scherflein zur Wiederanbauung derselben beyzutragen; zuletzt aber und hauptsächlich um in Stande zu seyn, mit Nachdrucke die Metamorphose der Gesinnungen und Meynungen unserer Mitbürger zu bewirken.

Wir wollen belehren und unterhalten; belehren, — indem wir durch Aufsätze mancherley Art unsere Mitbürger über ihre Rechte und Pflichten aufklären, und ihre Begriffe über ihren künftigen Zustand unter einer republikanischen Regierung zu berichtigen suchen, indem wir sie mit den Gesetzen und Einrichtungen, unter denen sie für die Zukunft leben sollen, bekannt machen, indem wir ihnen die Maximen einzuprägen

sischen, deren strenge Befolgung eigentlich den Republikaner charakterisirt. Wir werden unterhalten, — durch einen, so viel als möglich, lebhaften Vortrag aller dieser Gegenstände überhaupt; durch eine Reihe ausgemahlter Bilder aus der großen Zauberlaterne der politischen Welt; satyrische Aufsätze, mancherley Gattung, eingestreute Gedichte u. s. w., kurz, wir werden alles aufbieten, um die Erwartung unserer Leser zu befriedigen. Die unbedingteste Freymüthigkeit wird unser Gesetz seyn, und wie sollte es auch nicht, da ja die Presse bey uns keinen anderen Zwang kennt, als den ihr der Wohlstand und die Moral vorschreibt. Mit dem einen Arm werden wir den Aristokratism bekämpfen, mit dem andern dem Ungeheuer der Clichy ins Gesicht greifen, und noch Stärke genug übrig behalten, auch der Anarchie, wenn sie bey uns Anhänger finden sollte, Troz zu bieten. Der Pfaffheit werden wir die Larve abziehen, Heuchler und Hypokriten verfolgen, gesunde Ideen überall in Umlauf zu setzen suchen, und so viel an uns ist, dem Republikanism einen vollständigen Sieg über seine lichtscheue Gegner erkämpfen helfen. Unterstüzt uns in unserer Bemühung, erhabene Schutzgeister der Freyheit! und unsere Anstrengungen werden, zum Wohl der Menschheit, nicht umsonst verschwendet seyn.

3.

Die verbundenen Patrioten im Rhein- und Moselbepartement an die constituirten Gewalten desselben.

An euch, Bürger! die Worte des Bundes der Freyen, an euch der Ruf der Aufgeklärten Cisrhenaniens. Vernehmt die warnende Stimme, und erwäget tief, was sie euch zuruft:

Aus der großen Masse eurer Mitbürger rief euch der Wille des fränkischen Gouvernements hervor; dieser Ruf ist ehrenvoll für euch. Indem er eurem Geiste einen höheren Standpunkt anweiset, erhält eure Thatkraft zugleich einen weiteren Wirkungskreis, eure Energie größeren Spielraum. Schande über euch! wenn ihr dieß Vertrauen mißbraucht, und euern Einfluß gegen die gute Sache verwendet; Schande! ewige Schande! wenn ihr verworfen genug euch zeigt, die leidige Sache des Despotism zu vertheidigen. Aller Augen sind auf euch gerichtet; an euch erwartet der Patriotism seine stärkste Stütze, das Schicksal unsres Vaterlandes für einen langen Zeitraum liegt in euren Händen. Seyd ihr Patrioten, so wird sich der öffentliche Geist schnell entfalten, und eine schöne Blüthe erreichen; hat unser Unstern aber den Bürger Rüdler getäuscht, und seine Wahl auf Aristokraten, Royalisten, Clischyers gelenkt; dann wird eben so schnell der Republikanism erstickt und jeder Geist corrumpirt werden. Denn, gleich empfänglich ist das Terrain, auf das ihr euch versetzt findet, für die Blüthe der Freyheit, wie für

die Disteln der Sklaverey. Hier können die schönsten Distrikte der großen Republik, oder neue Vendeen sich bilden.

Eine brave, aber ungebildete Menschenklasse findet ihr auf dem Lande vor euch. Schwankend zwischen seinen alten, mit ihm erwachten Vorurtheilen, und den neuen geläuterten Begriffen, die man ihm beyzubringen gesucht hat, hin und her gezerrt zwischen zweyen Partheyen, die um ihn kämpfen; allarmirt durch die Einlispelungen der Pfaffen und Mönche, geschreckt durch die bramarbasirende Miene seiner kleinen Despoten, blinzt der Landmann gegen die Fackel, die man ihm vorhält. Die langen Leiden des Krieges haben seine Muskeln abgespannt, und seinen Muth entwaffnet, unschlüssig wankt er an der Gränze zwischen Licht und Finsterniß! Nehmt ihm den Druck ab, der ihn lastet, entfernt seine Schinder: bringt die Fanatiker zum Schweigen und dann leuchtet ihm vor, er wird euch folgen, und die gute Sache wird eifrige Anhänger und Vertheidiger an ihm finden.

In den größern Städten trefft ihr auf eine diesen ähnliche zahlreiche Klasse: auf dumme Zeloten, die sich ihre Spielwerke aus den Händen gewunden zu sehen fürchten; auf, durch Intriguanten verfolgte, ihre widersinnigen Privilegien eifrig bewachende Zünftlinge; auf Schranzen und Kreaturen der Höfe; auf Mitglieder der alten Regierungen und Magistrate, die sich vor der Rechenschaft fürchten: aber auch auf eine Menge Patrioten, die sich mit jedem Tage lauter und ungescheuter erklären, und die gute Sache vertheidigen. Entfernt die Zeloten, straft die Intriguanten, verbannt den Zunftzwang, verscheucht den Schranzengeist, zieht jene Beamten zur Rechnung, und ihr werdet bald die erstere Klasse von der letzteren verschlungen sehen.

Ueber die ganze Oberfläche des Landes zerstreut, findet ihr endlich jene Männer von Muth und Energie, die oben

lich gehaßt von den Aristokraten, als Terroristen verschrien, von den Clichyers, eine lange Zeit hindurch selbst von den bessern ihrer Mitbürger verkannt, der guten Sache zu einer Zeit das Wort sprachen, wo ihre eifrigsten Vertheidiger verstummt waren, die den 18ten Fructidor postulirten und die Intriguen der Aristokraten, den Geist der Zeit und des Volkes zu gleicher Zeit bekämpften, die den Baum der Freyheit in die dicksten Haufen der wüthendsten Feinde desselben pflanzten. Die Glieder der ehemals cisrhenanischen Föderation waren's, die aller dieser Hindernisse nicht achteten, den Wuth der rückkehrenden Despoten und ihrer Spießgesellen Trotz boten. Sie kämpften mit Wuth, und kämpften nicht umsonst: aber sie werden sich auch die Früchte dieses Kampfs nicht aus den Händen winden lassen. Vertraulich werden sie allen die Hand bieten, die mit ihnen demselben Ziele entgegenarbeiten; aber mögen sie sich weit weg von ihnen entfernen, jene verkappten Aristokraten und Royalisten, die nur im Munde den Patriotism führen, im Grunde aber ihm fluchen, jene heimtückischen Menschen, die ohne sich offen gegen die gute Sache zu erklären, um so fleissiger im Finstern gegen sie arbeiten, alle eigennützigen Schufte und Aussauger, weg mit denselben, ihnen ist ewige Fehde geschworen.

Das Bürger! ist das Gemählde der Situation, in die ich euch versetzt finde; urtheilet nun selbst, welche Maßregeln ihr zu ergreifen habt. Nur feige Sklavenseelen beugen sich im Staub vor den geputzten und vergoldeten Götzen, die sie ihre Herren nennen; der freye Mann spricht die Sprache der Wahrheit und der Treuloßigkeit, zu denen, in deren Hände er seinen Antheil an der großen Masse der Volkssouverainität deponirte. Wir sind keine Sklavenseelen, wir sind Republikaner, freymüthig sagen wir euch daher die Gesinnungen unsers Herzens, in Rücksicht

auf die Forderungen, die wir an euch zu machen berechtigt zu seyn glauben.

Wir wollen, daß der öffentliche Geist in unserem Departement belebt werde; wir wollen, daß die hundert oder mehr tausend Bürger, die der Umfang desselben enthält, oder wenigstens die Kinder derselben, eben so viele aufgeklärte und rechtschaffene Republikaner werden; wir wollen dem militairischen Despotismus gesteuert, allen Aussaugungen, Erpressungen und Räubereyen abgeholfen sehen, wir wollen, daß unserem Volke nicht blos die äussere Form der fränkischen Konstitution angepaßt werde, sondern, daß es auch wirklich ihre Wohlthaten genieße; wir wollen, daß man alles aufbiete, um es aus seinem bisherigen Stande der Unmündigkeit herauszureißen, und es reif zu machen zur höheren Kultur, daß man die Frucht der Periode seiner Willfährigkeit so sehr als möglich beschleunige; wir wollen, daß alle eure Anstrengungen dahin gehen, daß beym Eintreten dieser Wahl keine Aristokraten an die Spitze der Geschäfte kommen, keine Royalisten oder elende Schwächlinge in die beyden Räthe geschickt werden, und Pinsel oder Böswichter über das Schicksal des Vaterlandes entscheiden; kurz, wir wollen, daß der Republikanismus triumphire, und unwillig sich der Aristokratism jenseits des Rheins hinflüchte.

Darauf hin arbeiteten wir bisher, und zu diesem Zwecke erwarten wir jetzt euren Beystand; weh über euch! wenn ihr uns denselben versagt, und eure anvertraute Gewalt auf die Schaale der Gegner der guten Sache legt.

Wir fodern daher von euch, daß ihr in Rücksicht auf die Verbreitung des Patriotismus euch nicht blos leidend verhaltet, sondern thätig an der Ausführung des Gebäudes des allgemeinen Volksglückes mitarbeitet; daß jener

liberale Geist der euch und der guten Sache, die Herzen eurer Untergebenen gewinnt, euer ganzes Wesen, und eure Handlungen durchweht. Wir fodern, daß ihr offen und unverhalen euch zu den Gesinnungen und Gefühlen des Republikanismus bekennet, auf die zuletzt Herz, Kopf, seyn muß; daß keine eurer Handlungen den Stempel des Hinterhalts trage, sondern, oft, so viel möglich, zur Fortpflanzung hel lerer, lichtvollerer Ideen beytragen. Wir fodern, daß ihr jene verächtliche Menschenklasse, die nur in Intriguen und Kabalen lebt und webt, die durch ihre Verderbtheit früh oder spät alles in ihrem Wirkungskreise vergiftet, von euch verscheuchet, daß ihr jene Betrüger, die sicher das Volk irre leiteten, entlarvet und den Betrogenen die Augen öffnet, und erwarten dagegen, daß ihr euch nur mit Patrioten umgebt, nur mit Patrioten und rechtschaffenen Männern jene Stellen ausfüllt, deren Besetzung von euch abhängt. Wir fodern Festigkeit und Muth von euch, in Vertheidigung der Rechte des Bürgers gegen gewaltsame Eingriffe; wir fodern Unbestechlichkeit, Uneigennützigkeit, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe von Euch, damit ihr nicht selbst sündigt, indem ihr Anderer Sünden straft; wir fodern endlich von euch, daß ihr alles dazu beytraget, den gesunkenen Muth unseres Volkes wieder anzufeuern, und seine Schnellkraft wieder herzustellen.

Seht hier die Forderungen und Wünsche, die wir euch, indem ihr eure Funktionen antretet, darlegen. Erfüllt jene! realisirt diese! Und — hier unsern Arm! Er wird euch treulich unterstützen bey der Vollendung des großen Unternehmens; er wird euch die Wege ebenen, die zum Ziele führen, und die Hindernisse wegwälzen, die euch in eurer Laufbahn aufhalten. Zeigt ihr euch aber als Aristokraten und Agenten der verjagten Despoten, vergiftet ihr durch euer Betragen den Gemeingeist, untergrabt ihr den Patriotism, seyd

ihr Aussauger und Egoisten, die sich auf Kosten ihrer Unterthanen bereichern, erniedrigt ihr euch mit verworfenen Menschen, gegen die allgemeine Freyheit zu kabaliren: dann — den Fehdehandschuh euch. Wir werden kämpfen, und mit Muthe kämpfen; denn das Bewußtseyn, für die gute Sache zu arbeiten, wird unsere Kräfte verdoppeln, und so lange der Donner des 18ten Fructidors, der die Verräther in Staub schmetterte, nicht verhallt ist, so lange werden auch wir nicht unterliegen. „Denn, „seyd Republikaner,“ ruft euch das Gouvernement zu, indem es einen Theil seiner Bürger euch anvertraut. „Seyd Clitschyers,“ rief freylich einst Pichegrü, aber Pichegrü ist nicht mehr! blickt auf Batavien! der dritte Pluviose hat auch dort die Verräther niedergedonnert; sie stürzten und Batavien erwacht aus seiner Dumpfheit, und segnet seine Befreyer. Seht auf die Schweiz! Stolz haben dort die Aristokraten die Köpfe über ihre Mitbürger empor; ihre Nacken sind gebeugt unter die Souveränität des Volks, und sie selbst waren gezwungen, die Grundsätze der Freyheit und Gleichheit, und die unveräußerlichen Menschenrechte zu proklamiren. Seht auf Italien, wie der Republikanism dort in seinem ganzen Jugendfeuer glüht; wie die erhabenen Grundsätze der Freyheit auf einem Boden gedeihen, von dem man vor zwey Jahren noch glaubte, daß nur die Dornen des Aberglaubens und der Bigotterie in ihm Wurzel zu schlagen vermöchten. Seht das alles und beugt euch vor dem Geiste der Zeit, er berührt euch mit seinem Zauberstabe, und ihr sinkt in Staub. Wagt ihn daher nicht, den ungleichen Kampf; ihr würdet erliegen und Schande dann das Andenken der ersten constituirten Gewalten des linken Rheinufers brandmarken.

Doch geschworen sey's beym Genius der Freyheit, nie werden wir uns auf andern als constitutionellen Wegen be-

resten lassen; nie, wenn der Feldzug wirklich beginnt, mi
andern, als konstitutionellen Waffen fechten. Aber, — sie sin
scharf diese Waffen, und treffen sicher, denn geübte Arm
führen sie.

Doch beschäftigen wir uns nicht länger mit Dingen, d
nur im Gebiete der Möglichkeit liegen, und vielleicht nic
in das der Wirklichkeit übergehen werden. Wir sind üb
zeugt, daß ihr die Pflichten kennt, die euer Amt euch a
legt, und sie gewissenhaft ausüben werdet, daß ihr euer
Charakter nie durch niedrige Handlungen entehren und e
res Berufes unwürdig euch zeigen werdet; jene Wor
des Dichters:

„Drey Lehren stell' ein Herrscher wohl ins Herz,
„Die erste: daß er über Menschen herrsche;
„Die andere: daß er nach Gesetzen herrscht;
„Die dritte: daß er nicht auf immer herrsche!"

werdet ihr tief in eure Seele eingraben, und dann werde
auch wir nie die Ehrfurcht vergessen, die wir euch schuldig sind
wir werden euch in euern Operationen unterstützen, und mi
der ganzen Macht unsers Einflusses eure Unternehmungen
durchsetzen helfen; Hand in Hand werden wir dann dem
großen Ziele der Menschheit entgegen gehen.

Das zweytes Heft des rothen Blattes erschien am 10ten Ventose des 6sten Jahres des Frankenrepublik, aus dem wir vorzüglich Folgendes ausheben:

4.

Rede

gehalten in der Sitzung

der

patriotischen Gesellschaft in Koblenz

am 12ten Nivose des 6sten Jahres

zwey Tage nach der Uebergabe von Maynz

von

Bürger J. Görres.

Bürger!

Maynz ist unser! — — — Auf den Wällen dieser stolzen, unbezwingbaren Veste weht die dreyfärbige Fahne; ihre schrecklichen Feuerschlünde sprechen nicht mehr Tod über die Heerschaaren der Freyheit; drohend und fürchterlich strecken sie jetzt den Königen und ihren Helfershelfern den alles verschlingenden Rachen entgegen. Sie ist verloren diese Sternschanze des Despotismus, zerschnitten der Saum der berüchtigten Reichsintegrität. Die Freyheit hat ihr Eigenthum, das schändlicher Verrath ihr einst entriß, wieder in Besitz genommen, und der Verrath ist auf die Köpfe seiner Urheber zurückgefallen. Zernichtet ist also die Hoffnung unserer Despoten, abgeworfen die große Brücke, die sie noch mit dem linken Rheinufer verband. Sie stehen auf den Gebirgen im jenseitigen Deutschland, und blicken mit verbißner Wuth ins gelobte Land der Freyheit, das ihnen jetzt auf

ewig den Zugang versagt. Sie ist gefallen, die letzte Hoffnung der Aristokraten, gefallen die stolze Veste des Drusus. Erbaut ward sie einst von dem ehrgeizigen Römer, um Gallien gegen die wiederholten Einfälle der Germanen zu schützen, um von ihren Wällen aus, ein unterjochtes Volk in Fesseln zu schlagen. Diese uralte Bestimmung hat sie jetzt mit der entgegengesetzten ehrenvollern vertauscht; sie soll die fränkische Freyheit gegen die Argumente der Könige und die Bayonette ihrer Satelliten vertheidigen, und diese Freyheit, derselben Nation, deren Vorfahren sie unterjochen half, zum Ersatze verschaffen.

Trauert dahey Despoten! die Uebergabe von Maynz hat euch den Todesstoß versetzt; freut euch, Nationen! Eure Sache hat gesiegt; die Arme eurer Widersacher sind gelähmt; ihre Stärke ist von ihnen gewichen. Freut euch, Bewohner des linken Rheinufers! der Vulkan, der auf die Vertheidiger eurer und ihrer Freyheit Flammen und Lava spie, ist erloschen, und sein Erlöschen verbürgt euch eine ungetrübte Ruhe und einen ununterbrochnen Wohlstand. Freuet euch! ihr Bewohner von Maynz! die ihr im Stillen der Freyheit huldigtet. Nur zu lange waret ihr unter den Stock der Oestreicher gebeugt; die entehrendsten Fesseln waren eurer Denk- und Sprechfreyheit angelegt; nur zu lange drückte euch ihre eiserne Ruthe; Ihr seyd jetzt freye Männer und könnt wieder zu athmen wagen. Ihr aber, Patrioten dieser Stadt! Ihr verfolgte, verläumdete, mißhandelte und geächtete Schlachtopfer des Despotismus, an denen dieser unreine Geist das ganze Gift seiner bösartigen Natur und den Unmuth über seine schlechten Erfolge ausließ; ihr! die ein wüthender Fanatismus unter die Füße trat, und dem Völkerrechte zum Trotz in scheußlichen Kerkern hinhielt; ihr habt jetzt das beneidenswerthe Glück, die Erhabenheit eurer Grundsätze, den Geist eures Republika-

nismus zu bewähren. Seht! wie ihre feigen Verfolger, ihre verblendeten Plagegeister zittern, wie sie fürchten, die Stunde der Rache habe geschlagen, und die Zurückkehrenden würden Gleiches mit Gleichem vergelten. Aber nein; zu erhaben fühlt sich zu solchen Handlungen der Patriot. Der Republikanism zertrümmert, was sich ihm in den Weg stämmt, aber gutmüthig geht er an dem vorüber, was sich vor ihm beugt. Zu erhaben für Rache, überläßt er seine Verfolger der Beschämung und den Vorwürfen ihres Gewissens. Patriaten von Maynz! das wird auch die Richtschnur eures Betragens seyn; ihr werdet den Geist, der euch beseelt, nicht durch gewaltsame Handlungen entweihen; ihr werdet verzeihen, vergessen die Beleidigungen eurer berhörten Verfolger, und dann euren Namen mit Recht tragen.

Maynz ist also in den Händen der Franken. — Aber, woher dieser Schlag zu einer Zeit, wo uns allen noch die Ohren von dem Geschrey der Rückkunft unserer Despoten gellen; wo Deutschlands Abgeordnete zu Rastadt versammelt sind, um einen dauerhaften und ehrenvollen Frieden auf die Basis der constitutionsmäßigen Integrität abzuschließen? Integrität schrieen seit einigen Jahren die Reichsfürsten aus vollem Halse; Integrität belferten ihre Repräsentanten auf dem Reichstag zu Regensburg; Integrität quikte der ganze Troß von Aristokraten und Speichelleckern; Integrität hallte es wieder aus den Kabinettern der Erdengötter; Integrität erscholl es von Udine. Und doch fällt jetzt eine ihrer festesten Stützen. Sie schien doch mit Ketzen an den Himmel geschmiedet, mit einem undurchdringlichen Panzer gegen alle Angriffe geschützt; wie ein Medusenkopf erstarrte sie die Thatkraft ganzer Nationen; unter ihrem Hauche erstarb Energie und Republikanism. Und in Staub stürzt jetzt dieses kurz vorher so mächtige, so fürchterliche Wesen zusam-

men. Einst der Schrecken aller feigen Seelen, der Popanz der Aristokraten, ist es jetzt zum Spott der Knaben geworden; seine Wälle bezeichnet ein Sumpf von Moder und Koth.

Woher diese auffallende Erscheinung? Von welcher sonderbaren Gattung ist ein Wesen, das in einem Augenblicke alles und nichts, ein drohendes Gespenst und eine Vogelscheuche seyn kann? Weß Geisteskind ist ein solches Geschöpf? Hat der Orkus es ausgespieen, oder ein wohlthätiger Himmel einer gläubigen Welt ein unschätzbares Geschenk damit gemacht?

Erlaubt mir Bürger! daß ich euch einen Traum erzähle, den Morpheus mir in dieser Hinsicht jüngst bescheerte, und der die völlige Beantwortung dieser Fragen und den Schlüssel zu jenem Räthsel enthält. Gewährt geneigtes Gehör den Träumer, der in andern Welten schwärmte, um sich dort die Auflösung seiner politischen Zweifel zu holen.

Der Zufall führte mich ohnlängst an einen Ort, wo man mit kirchlichem Pompe eine Trauerfeyer begieng. Sterbelieder hallten in mein Ohr; dumpf und majestätisch tönte die Orgel in die gebrochenen Accorde des Miserere, rauh und heiser brummten die Glocken dazu; um mich her war alles öde und finster. Meine Phantasie ward gereizt, sie arbeitete mit Heftigkeit. In hunderterley verschiedenen Formen schuf sie immer neue Gestalten; Bilder der Vorwelt umschwebten mich. Ich sah Staaten entstehen und vergehen; Völker sich bilden und in ihre Bestandtheile aufgelöst, sich wieder zerstreuen; Griechen, fortgerissen vom Strome der Zeit, verschwinden, und Römer in den bodenlosen Schlund hinabsinken; Alexander die Welt erobern, und von der Sense des Todes gemäht, von ihrer Höhe herabsinken. Bunte Bilder gleiteten in chronologischer Folge vor meinen

Augen vorüber, verdrängten sich wechselsweise, und Szenen aus der Geschichte unserer Tage traten allmählig in meinen Horizont. Ich sah das deutsche Reich entstehen, und schon bey seiner Geburt die Keime der Verwesung in seinen Adern heranragen; ich sah die Krankheit unheilbar an der Wurzel seines Lebens nagen, ich sah sie in ihrer Krise, sah den Staat den Todeskampf bestehen und sterben. Ich glaubte mich in seine Todesfeyer versetzt; ich glaubte die Klagen der Reichsfürsten, Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsbauern, über den Verlust ihrer weisen Konstitution zu vernehmen; ich hörte den Minister Albini winmern und dem Verstorbenen die Leichenrede herabschluchzen. Die Sterbelieder wurden, so dünkte mich, für die Integrität gesungen; für sie klagte die Orgel, für sie brummte die Glocke. Meine Phantasie arbeitete mit immer größerer Lebhaftigkeit fort; ich hüllte mich in meinen Mantel; das Bewußtseyn verließ mich, und ich entschlief.

Ich fand mich in eine ungeheure Ebene versetzt; von ferne blickte die Donau, und Regensburgs Thürme ragten pyramidenweise über den Horizont hervor. Die Luft war dick, neblig und stinkend; der Mond schien blutroth. Mit Mühe schlichen sich seine Strahlen durch die dichte, den Athem erschwerende Kruste, Fledermäuse und Uhus schwirrten unstät umher.

In der Mitte der Ebene hatte sich ein ungeheurer Berg, aus Aktenstößen, Reichstagskonklusen, hundertjährigen Prozessen und Protokollen zusammengethürmt. Armsdicke Quellen von Tinte jeder Farbe und Gattung entquollen dem Berge; Federn waren die einzigen Pflanzen, die unter dieser Bewässerung dem dürren Boden entsproßten. Bis an den Gürtel in die Papierfelsen gegraben, ragte über den Gipfel desselben ein kolossalisches Ungeheuer hervor. Zwey Köpfe hatte die Mißgeburt, beyde mit einer ungeheuren Knotenperücke bedeckt, über die lange Eselsohren hervorragten; gelbe vielfältig

geschliffene Brillen deckten die siebenhügelichten Nasen. Auf der Stirn des einen der beyden Zwillingsköpfe waren mit gothischer Mönchsschrift die Worte: „Reichstagsschlußmäßige politische Integrität," auf der des andern, jene „Reichstagsschlußmäßige geographische Integrität," eingebrannt. Die Figur hatte dreyhundert Paar Hände, aber nicht einen Arm, der vermocht hätte, das Schwerdt zu führen.

Eine aus Urkunden und Adelsdiplomen zusammengestickte pergamentene Toga umkleidete das Gespenst. Vor ihm aufgeschlagen lag die deutsche Konstitution, ein Buch ohne Anfang und Ende; in dreihundert verschiedenen Sprachen geschrieben; das Allerheiligste desselben mit 7 Siegeln vor den Augen der Profanen verschlossen. Seine Größe war so ungeheuer, daß es nach unserm Maaßstabe wenigstens 400 Morgen Landes bedeckt hätte. Auf der Böschung des Felsens lag Germania gefesselt und weinte; aber das Ungeheuer spottete ihrer Thränen. Von Zeit zu Zeit schrie es in einem kreischenden Tone: Konstitutionelle Basis; alte hergebrachte Reichsverfassung. Hoch in den Lüften schwebte der Geist der Chicane und brüllte mit einer Posaunenstimme: „das ist mein Sohn, den sollt ihr ehren."

Die ganze Ebene war mit einer wie Sand am Meer unzählbaren Menschenmenge von allen Gestalten, Altern, Ständen und Geschlechtern bedeckt; ein wildes Gethöse herrschte unter dem geschäftigen Haufen. Ich mischte mich unter die Schreier, und fand, dort eine Gruppe, die sich hoch und theuer einander schwuren: man dürfe den Krieg durchaus nicht endigen, bis Frankreich wieder einen König hätte; hier eine Gesellschaft, in der man sich über die Mittel, den Landsturm in der kürzesten Frist zu Stande zu bringen, und zu bewaffnen, berathschlagte; an einem 3ten Orte läugnete

man die Uebergabe von Maynz, auf eigenhändige Briefe des Kammerlakays des Kurfürsten gestützt. Alle aber hefteten unveränderlich selbst in der größten Hitze des Streits ihre Augen auf das Bild über der Felsenspitze. Ich drängte mich mit Mühe durch den Haufen, und nahm meine Stellung in der Nähe des Papierpiks auf einer kleinen Erhöhung, von der ich das Ganze zu übersehen im Stande war. Plötzlich gebot der Geist in den Wolken Ruhe, und nun folgte auf das tätmende Tosen eine augenblickliche Stille. Wolken von Erdpech und Teufelsdreck wirbelten jetzt himmelan und verschleierten das Antlitz der Göttin. Eine lärmende Musik von Sackpfeifern, Kesselpauken und Maultrommeln begann. Allmählig fing sich der verwirrte Haufen regelmäßig zu ordnen an, und aus seiner Mitte drängte sich eine Gesellschaft bejahrter Leute, mit Allongenperücken, Sturmhüthen, spanischen Mänteln und Wickelstrümpfen. Ich erkannte sie an diesem Costüm, so wie an den stupiden Physiognomieen und dem leeren Ausdruck, alsbald für Glieder des Reichstags. Unsichern Schrittes schwankten sie einher; der Kummer schien sie zu Boden zu drücken, ihre Hände waren gefaltet, ihr Auge thränte. Sie wankten bis an den Fuß des Makulaturberges, stürzten nieder auf ihre Knie; dreymahl berührte ihr Antlitz die Erde, und sie begannen dann im klagenden Tone und mit weinerlicher Stimme, wie folgt:

Allerhöchste Reichsoberhauptliche Directorialschutzgöttin.

„In die tiefste, den ächt deutschen Muth niederschlagende „Trauer versetzt; niedergedrückt durch das dem werthen Vaterlande zugestoßene Ungemach, verfügen sich nach vorher „gepflogener reiflicher Berathung, die höchsten und hohen „Reichsstände in allen 3 Reichskollegien zu dir, allerhuldreichste Göttin, um dir im ehrerbietigsten Vertrauen

„allerunterthänigst zu hinterbringen: was Maßen ein unver„söhnlicher und grausamer Reichsfeind, sogar nach Ausrük„kung der Reichsdeputation zur Wiederherbeyführung eines „ehrbaren, sichern, beständigen und allgemeinen Reichsfrie„dens, und zur Beförderung der Befreyung und Restitution „auch billigen Satisfaktion und Entschädigung der beschwer„ten Reichsstände und Glieder, zur bleibenden Wonne der „friedliebenden Menschheit, sich nicht scheut, der mit so gros„ser Weisheit und reichsväterlichen Sorgfalt getroffenen Ein„leitung Seiner Kaiserlichen Majestät und dem allerhöchsten „Hofdekrete zuwider, die bestimmte Neutralitätslinie, ohne „vorherige Aufkündigung des Waffenstillstandes zu überschrei„ten, und die Reichsvestung Maynz zu besetzen. Wir verfü„gen uns daher zu dir, um Allerhöchst dich um möglichst „schleunige Abhülfe der Beschwerden der bedrängten höchsten „und hohen Reichsstände zu bitten. Wir flehen allerhöchst „deine öfters auf eine zuvorkommende Art erneuerte kräftigste „Verwendung an, und hoffen, daß du allergnädigst geruhen „mögtest, dieser gottlosen, aller Traktaten spottenden Nation „Schranken zu setzen. Welches alles wir dir allerunterthä„nigst zu Füßen legen, und zugleich, wie hiermit geschehen, „das gesammte Reich dem großmächtigsten Schutze und der „kräftigsten Unterstützung bey dem so wichtigen Friedenswerke, „angelegenst recommandiren, womit sich höchste und hohe „Stände und Reichstagsmitglieder gehorsamst empfehlen und „beurlauben" — Amen.

Sie sprachens und erwarteten nun in tiefster Devotion die Antwort des erhabenen Direktorialwesens. Dreymal nickte die Göttin; der Papierberg hebte in seinen Grundvesten, die Tintenquellen strömten stärker, schneller sproßten die Federn. Sichtbar erheiterte sich bey diesem Winke die Stirne der Bittenden; sie küßten noch einmal die Erde, erhoben sich dann, und schritten gravitätisch von dannen.

Ein zweyter Haufe folgte dem ersten auf der Ferse. Kurfürsten mit ihren Pallien, Bischöfe mit ihren Krummstäben, Herzöge in ihren Hüten, Grafen und Barone, Ritter und Freyherren strömten in dichten Phalangen auf den Berg hin; ein buntes Gemisch von siechen Schwächlingen und feisten Fettwänsten, aus entnervten Wollüstlingen und elenden Halbmenschen. Mit kreischender Stimme und geifernden Bellen stürzten sie auf den Sitz des Ungethüms hin und schrien aus vollem Halse: Ha! stolzes Unthier! haben wir darum fünf Jahre hindurch gekämpft und geblutet, Römermonathe wie Sand hingegeben, die Reichsoperationskasse mit Millionen bereichert, Kaiserl. Majestät mit Reichskonklusen überstürmt; haben wir dir, als Schutzgott des Reichs, darum aus dem Kern unserer Archive diesen Thron gebaut, um jetzt den unsrigen, den Jahrhunderte altes Moos deckte, zertrümmert zu sehen? Jene verruchten Königsmörder, jene gottlosen Religionsverächter sollen die schönen Gefilde des linken Rheinufers besitzen; auf Italiens heiligem Boden sollen Verderbniß gebährende Republiken bestehen; jene Masse von Aberglauben und Vorurtheilen, die so lange die Völker in Fesseln hielt, soll jetzt verschwinden, und die unseelige Philosophie einen vollkommenen Triumph erhalten? Wir hätten darum der Aufklärung so lange entgegengearbeitet, um ihre innere Stärke durch den Druck auf einen Grad zu vermehren, daß sie bey der gefolgten Explosion unsere Thronen zerschelle?

So war es denn nicht genug, überschrie den Haufen der Kurfürst von Trier, daß jene aufrührerische Föderation den Freyheitsbaum in meiner Residenz pflanzte, meine Unterthanen empörte, meine Getreuen aus den öffentlichen Stellen warf und sie mit Jakobinern besetzte! so war es mit allen diesen Greuelthaten, — die mich weniger schmerzten, weil ich mich einst dafür rächen zu können hoffte, — nicht genug?

Mein Land soll ich verlieren, und ungestraft die Aufrührer meiner spotten dürfen. Hab' ich darum so oft und so innig zum Himmel gebetet? Doch nein, mächtige Göttin! alles ist nur Täuschung; alles ist Blendwerk des Teufels, der die Kinder Gottes zu bethören und in seinen Schlingen zu fangen gedenkt. Aber, hebe dich weg, Satan! deine Tücke scheitern an meinem Glauben.

Und ich, brummte sein Nachbar, soll ich als Lügner bey meinen eigenen Unterthanen passiren? Hab ich nicht im Vertrauen auf deine Macht schon mal geschrieben, schon mal durch andere schreiben lassen: ich würde bald zu meinem Volke zurückkehren, dort die Empörer mit schrecklichen Strafen belegen; die Treugebliebenen aber um so reichlicher belohnen." Und das alles soll jetzt zu Nichte werden? Ich soll bey meinen Versprechungen und Schwüren mit Schimpf und Schande bestehen? Doch nein, unmöglich! Fürsten können ja nicht lügen; meine Getreuen werden sich nicht getäuscht sehen.

Nein, fiel wüthend der ganze Haufe hier ein: Fürsten können nicht lügen, und du zweyköpfiges Ungeheuer sollst uns nicht betrügen. Wie? unsere Domainen wären verwüstet; wir hätten jahrelang gedarbt, um jetzt den Rest unseres Vermögens in den Händen unserer Feinde zu sehen? Sprich Göttin! geschah das mit deinem Wissen und unter deiner Beyhülfe, oder hat irgend ein feindseeliger Dämon deinen Willen gefesselt, und uns dir zum Trotze in dies Unglück gestürzt? Erkläre dich unverzüglich und deutlich! Wehe dir, wenn wir dich schuldig finden!

Dreymal schüttelte das Ungeheuer auf der Felsenspitze die Knotenperücke. Von einem elektrischen Schlag getroffen stürzten die Frager zu Boden; nur nach einer langen Pause erholten sie sich wieder, und der Haufen gieng versöhnt, aber nicht getröstet von dannen.

Weinend und schlachzend erschien nun eine Schaar vielgestaltetter Gruschöpfe: Mönche, Pfaffen und Nonnen, von 100 verschiedenen Orden, Gestalten, Habiten; Frisirte und Glatzköpfe; mit spitzen und stumpfen Kapuzzen, Kalotten, Tiaren und Mützen, mit und ohne Jnful, mit Bärten und Bauchbest; baarfuß und gestiefelt, mit und ohne Hosen, mit seidenen und hänfenen Stricken; das Ganze, ein langer unabsehlicher Zug. Sie hatten sich Asche auf den Kopf gestreut; in den Händen trugen sie schwarze brennende Kerzen; die Rükken der Devoteßen waren entblößt und eine starkgeschwungene Geißel furchte sie tief; das Blut floß in Strömen herab, die Büßenden sangen Psalmen dazu. Langsam und majestätisch wälzte sich die Masse über die Ebene; sie schwoll immer mehr an, denn alle Taugenichtse, Pflastertreter, Rabulisten, Frömmler, Fanatiker und Dummköpfe stießen zu ihr.

Um den Fuß des Berges schlossen sie nun einen weiten Halbzirkel; stürzten auf ein gegebenes Zeichen alle der Länge nach hin, intonirten ein de profundis, und hoben nach dessen Endigung weinend so an:

Ach mächtige Göttin! O Schützerin aller Bonzen! Was ist aus uns geworden? Sieh unsere Bäuche, sie waren einst so glänzend und feist, daß du dein Götterangesicht in ihnen, wie in einem polirten Schilde, hättest bespiegeln können. Aber sieh! wie sie jezt zusammengeschrumpft schlottern; sie hängen in 100 Falten herab, und erwarten mit Sehnsucht bessere Zeiten.

Sieh unsere Knotenstricke, — wimmerte der Chor der Mönche — Ach! Noch sinds keine 3 Jahre, da waren sie kaum groß genug, um unsere Schmeerbäuche zu umklaftern: jezt haben wir sie um 20 Knoten verschürzt, und doch hangen sie uns noch immer schlaff um den Leib. Sieh unsere Gesichter! Ach sie glänzten einst wie der Vollmond; jezt sind sie zer-

fallen und hager; der Hunger blickt aus den hervorstehenden Backenknochen. Unsere Nasen! einst waren sie mit den schönsten Rubinen und Karfunkeln besetzt. Das Feuer des Rheinweins erzeugte sie jedesmal von neuem, wenn ihr Glanz je einmal verloschen war; aber o weh! der Rhein soll den Franzosen zufallen, und wo nehmen wir den edeln Rebensaft dann her? Ein entstellendes Himmelblau, und ein fürchterlich bleyfarbiger Duft, ist an die Stelle des Scharlachs unserer Wangen getreten. Göttin! Auf unser Ehrenwort; in drey Tagen ist kein Tropfen Wein mehr über unsere Zungen gekommen. Mächtige Göttin! Wir lechzen nach dem Labetrunk. Aber ach! wo ihn hernehmen? Unsere Güter sind in den Händen der Gotteslästerer; unsere Weingärten zerstört, der Landmann angesteckt von den verderblichen Grundsätzen einer verdammlichen Aufklärung, verschließt uns mit karger Hand seine Scheunen und Vorräthe; Deportation wartet unserer, wenn wir nur den geringsten Schritt thun, um unsere Lage zu verbessern. Göttin! Ach! was waren unsere Vorgänger so glücklich! Ihre Becher und Schüsseln füllten sich immer von selbsten; unmerklich erhob sich ihr Bauch vom niedrigen Hügel zu einem vom Fett strotzenden Chimborasso; wie Himmelsthau träufelte der Nektar auf sie herunter. Leckerbissen strömten in gedrängter Fülle den lüsternen Gaumen zu, und für alles das spendeten sie dann nur Seegen über ihre gläubige Heerde, mehr verlangte man nicht. Göttin! gute Göttin! Nur du bist im Stande, diese goldenen Zeiten wieder herbeyzuführen. Behaupte deine Gerechtsame in voller Kraft; erhalte die Einheit und Untheilbarkeit des heiligen römischen Reichs, und dann überlasse keck das Uebrige uns. Wehe dem Wolf, der sich in unsern Schaafstall stehlen wollte! Lebendig würden wir ihm das ketzerische Fell abziehen, einen Mühlstein anhängen und ihn dann in den untersten Abgrund des Meeres versenken. Scheiterhaufen würden wir in Menge errichten, von

allen Seiten müßte das Aechzen der Gebratenen die Luft durchschneiden, alle Quaalen der Hölle an ihnen erschöpft werden. Und dann würde es uns sonder Zweifel gelingen, in der kürzesten Frist, den Unglauben der widerspenstigen Mitglieder der allein seligmachenden Kirche zu bändigen.

Wehe den verruchten Föderirten! Im härnen Sacke und Strohkranze sollen sie Kirchenbuße thun, und eine geweihte Flamme ihr gottloses Leben dann enden.

Fieberfrost schüttelte mein Gebein bey diesen Worten. Ich sah mich schon im Strohdiadem, im härnen Cilizium und der schwarzen Kerze, an der Thür eines Gotteshauses stehen; ich fühlte, wie die geweihete Flamme meine Glieder bedeckte; ein kalter Angstschweiß überlief mich, als plötzlich ein Donnerschlag mich aus meiner Betäubung weckte. Ich sah auf, und der Himmel war mit schwarzen Wolken bezogen; die Erde bebte; Orkane durchwühlten die Luft; Blitze durchzickzackten sie. Hoch auf der Spitze des Felsens sah ich den Genius von Frankreich, von ätherischem Lichte umflossen, im ernsten Kampfe mit dem Unthiere da oben. Nur wenige Augenblicke dauerte das Treffen, das Unthier bebte, wand sich in konvulsivischen Zuckungen und unterlag. Mit einem Stabe berührte der Sieger die Ketten der gefesselten Germania, sie richtete sich auf, umarmte ihren Befreyer, und beyde schwangen sich nun in höhere Sphären. Ein Blitzstrahl, und hoch loderten die Flammen aus dem Papierberg zum Himmel hinan, das Unthier wälzte sich zuckend in der Glut, und ward von den gefräßigen Flammen verzehrt. Ueber die Asche erhob sich hohe und groß der Tempel der Freyheit.

Betäubt und zusammengedonnert lagen die Umstehenden am Boden, die Ebene glich einem ungeheuren Schlachtfelde; ohne Schonung schien die Sense des Todes Bischofsmützen und Chorkappen dahin gemähet zu haben. Nur allmählig

kehrte das Leben in die todte Masse zurück, spät erst erholten die Niedergeworfenen sich aus ihrer Betäubung und starrten stumm das glänzende Gebäude an, das, wie durch den Schlag einer magischen Ruthe, vor ihre Augen hingezaubert dastand. Die Orkane heulten nicht mehr, die Blitze wurden seltner, die Donnerschläge schwächer, der Himmel erheiterte sich. Beschämt schlichen die Opferer von dannen und ich erwachte.

Das Bürger! ist der Traum, der aus der buntschäckigsten Bilderbude des Gottes mit zufiel, und der keines Josephs zum Deuten bedarf. Ich erzählte, was ich sah, nicht den kleinsten Umstand habe ich Gewalt angethan, und ihn ins Lächerliche zu ziehen gesucht. Verzeihe daher erlauchte Glieder des Reichstags! Verzeihe hohe Fürsten und Potentaten! Verzeihe frugale Mönche und Söhne der heiligen Kirche! Verzeihe, wenn ihr eine Rolle darin spielt, die mit eurer Würde und dem Nimbus, der euch umgiebt, in einem schreyenden Kontraste steht. Daß ich ausplauderte, was meine Augen in den Stunden der Weihe sahen, damit hoffe ich doch keine Sünde begangen zu haben; noch weniger denke ich durch Ihnen errathen zu dürfen, daß die Stunde der Weihe für mich gekommen ist, daß ich Dinge sah, die keinem Sterblichen bisher zu sehen vergönnt waren. Träumten doch auch die Konstantinopolitaner von Kurzem noch den schönen Traum ihrer glänzenden Eroberung; glaubten sich in ihrer Einbildungskraft im Besitze von Frankreich; sahen Paris zerstört, den Konvent gesprengt, die Königsmörder auf dem Schaffote; hatten schon im Traume aus den Karten die Grenzen ihrer künftigen Staaten gezogen, und blutige Rache an den Thronstürmern genommen? Kannten Könige so träumen, und mit ihrem Hirngespinnste eine solche Welt bethören, so wird wohl ein anspruchloser Privatmann auch einmal träumen, und seine Erfahrungen in dieser neuen Welt dem Publikum Preiß geben können.

Doch, wofür länger Axiomen beweisen? Genug, es ist kein Traum; die Integrität ist zertrümmert und Maynz ist unser!

Es lebe die Frankenrepublik.

5.

Aus dem dritten Hefte des rothen Blattes, erschienen am 20. Ventose im 6. Jahr der Frankenrepublik, schien mir zur Mittheilung der Nachwelt würdig:

Rede

gehalten am 18ten Nivose Jahr VI.

in

der patriotischen Gesellschaft in Koblenz

von

Bürger Joh. Görres.

Bürger!

Noch hat die Sonne, dem nassen Schooße des Meeres entstiegen, nicht sechsmal ihre Toilette gemacht, noch nicht sechsmal ihren gewöhnlichen halsbrechenden Spaziergang über das Gebäude des Himmels zurückgelegt, und dann hinter den fernen Gebirgen versteckes gespielt, oder dichterisch zu reden; noch sind keine sechs Tage verflossen, da freuten wir uns noch gemeinschaftlich über den Fall des unüberwindlich geglaubten Maynz. Stolz sprachen wir: Maynz ist unser! Maynz ist unser! hallte es wieder bey Gläserklang; Maynz ist unser! war die hundere und hundertmal getrunkene Gesundheit unserer Gelage. Kein Wölkchen trübte die Zufriedenheit

unserer Seele. Wir träumten zusammen den Traum der Reichsintegrität; lachten über die drolligte Figur, die dieses gespenstermäßige Wesen darin spielte; lachten über seine zwey Köpfe und 14 Nasen, über sein 400 Morgen Feldes großes Gebetbüchlein; lachten über die deutsch-spanischen Grandezza's, die in ihrem Jargon wimmernd darin auftraten; machten uns lustig über den possierlichen Eifer der bellenden Fürstenbande, die in ihrem Ingrimme den vor Kurzem noch so sklavisch angebeteten Götzen durchzuprügeln drohten; scherzten auf Kosten der armen hungernden und dürstenden Mönche, und beaugenscheinigten mit einem angenehmen Entsetzen die schlotternden Waden und Bäuche der Bedrängten, und sahen mit Achselzucken den lustigen und anmuthigen Kapriolen der Pfaffenhorden zu. — — Das alles setzte unser Zwergfell in eine heilsame Bewegung, wir waren lustig und froh und — glücklich; denn, nie drückt Kummer den Lacher im Augenblicke des Ausbruchs dieser Empfindung. — Aber ach! diese schönen Tage sind vorübergegangen; sie sind verloren, unwiederbringlich verloren. Die Sonne, die uns damals alle Gegenstände in einem goldenen, strahlenden Lichte darstellte, hat sich hinter schwarze unglückschwangere Wolken versteckt, dicke ägyptische Finsterniß, ist an die Stelle des allbelebenden Stoffes getreten; still und düster alles um uns her. Sie sind vorübergegangen diese Tage des Wohllebens und der Freude; Tage des Schmerzens und der Trauer sind an ihre Stelle getreten. Schreckliche Dinge sind über uns gekommen; die Zuchtruthe des Herrn hat uns gestraft um unserer Frevel willen. Weh über uns! daß wir diese schrecklichen Dinge erlebten; unsere Väter werden noch jenseits das Schicksal segnen, das sie früher dahin raffte; unsern Kindern werden sich die Haare sträuben, wenn sie an die Unglückszeit zurück denken. Ha! Und wären die Sterne vom Himmel gefallen, wie Hagel, und hätten unsere Hühner und Gänse erschlagen, wenn

elbst mit Beulen die Köpfe gepflastert: unser Schmerz nicht so innig, nicht so gerecht, als er jetzt bey dem ierfalle seyn muß, der uns zu Boden drückt. Erschiene der Würgengel noch einmal und erschlüge die Erstgeburt Schriftsteller; des Seufzens und Weinens, des Heraufns und Händeringens wäre nicht so viel, als dessen jetzt dem schrecklichen Unfalle, der uns betroffen hat, seyn d. Drum, seufzet Bürger und jammert! verhüllt Euch Trauerflöre! Weinet bis euren Augen Thränenbäche entillen, und das ganze linke Rheinufer zu einem salzigen ee machen! Laßt eure Weiber und Kinder schreyen und heln, daß Sibiriens fernste Gebirge es zurückhallen. Töne rauerglocke, töne! du tönst nicht umsonst Schwermuth in ie Seele; rolle dumpf und hohl, gedämpfte Trommel! Weiet ihr Bäume! Weinet ihr Felsen! Wer wird nicht weinen, venn ganze Völker in Thränen zerfließen; traure Natur! Du hast deinen ersten Zögling verloren.

Vernehmet Bürger! die Trauerpost, die ein unglücklies ches Schicksal Euch anzukündigen mich zwingt. — Thränen ersticken meine Worte, indem ich dieser traurigen Pflicht nachlebe, und Euch die Botschaft mittheile. Doch ich ermanne mich; es sey! Macht euch gefaßt, Bürger! das Schlimmste zu vernehmen.

Am 30sten December 1797, am Tage des Ueberganges von Maynz, Nachmittags um 3 Uhr starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, sanft und seelig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagflusse, bey völligem Bewußtseyn, und mit allen heiligen Sakramenten versehen, das heilige römische Reich, schwerfälligen Andenkens.

Ach Gott! Warum mußtest du denn deinen Zorn zuerst über dieß gutmüthige Geschöpf ausgießen; es graste ja so

unserer Seele. Wir träumten zusammen den Traum der Reichsintegrität; lachten über die drolligte Figur, die dieses gespensteramäßige Wesen darin spielte; lachten über seine zwey Köpfe und 14 Nasen, über sein 400 Morgen Feldes großes Gebetbüchlein; lachten über die deutsch-spanischen Grandezza's, die in ihrem Jargon wimmernd darin auftraten; machten uns lustig über den possierlichen Eifer der bellenden Fürstenbande, die in ihrem Ingrimme den vor Kurzem noch so sklavisch angebeteten Götzen durchzuprügeln drohten; scherzten auf Kosten der armen hungernden und dürstenden Mönche, und beaugenscheinigten mit einem angenehmen Entsetzen die schlotternden Waden und Bäuche der Bedrängten, und sahen mit Achselzucken den lustigen und anmuthigen Kapriolen der Pfaffenhorden zu. — — Das alles setzte unser Zwergfell in eine heilsame Bewegung, wir waren lustig und froh und — glücklich; denn, nie drückt Kummer den Lacher im Augenblicke des Ausbruchs dieser Empfindung. — Aber ach! diese schönen Tage sind vorübergegangen; sie sind verloren, unwiederbringlich verloren. Die Sonne, die uns damals alle Gegenstände in einem goldenen, strahlenden Lichte darstellte, hat sich hinter schwarze unglückschwangere Wolken versteckt, dicke ägyptische Finsterniß, ist an die Stelle des allbelebenden Stoffes getreten; still und düster alles um uns her. Sie sind vorübergegangen diese Tage des Wohllebens und der Freude; Tage des Schmerzens und der Trauer sind an ihre Stelle getreten. Schreckliche Dinge sind über uns gekommen; die Zuchtruthe des Herrn hat uns gestraft um unserer Frevel willen. Weh über uns! daß wir diese schrecklichen Dinge erlebten; unsere Väter werden noch jenseits das Schicksal segnen, das sie früher dahin raffte; unsern Kindern werden sich die Haare sträuben, wenn sie an die Unglückszeit zurück denken. Ha! Und wären die Sterne vom Himmel gefallen, wie Hagel, und hätten unsere Hühner und Gänse erschlagen, und

uns selbst mit Beulen die Köpfe gepflastert: unser Schmerz wäre nicht so innig, nicht so gerecht, als er jetzt bey dem Trauerfalle seyn muß, der uns zu Boden drückt. Erschiene auch der Würgengel noch einmal und erschlüge die Erstgeburt aller Schriftsteller; des Seufzens und Weinens, des Heraufrufens und Händeringens wäre nicht so viel, als dessen jetzt bey dem schrecklichen Unfalle, der uns betroffen hat, seyn wird. Drum, seufzet Bürger und jammert! verhüllt Euch in Trauerflöre! Weinet bis euren Augen Thränenbäche entquillen, und das ganze linke Rheinufer zu einem salzigen See machen! Laßt eure Weiber und Kinder schreyen und heulen, daß Sibiriens fernste Gebirge es zurückhallen. Töne Trauerglocke, töne! du tönst nicht umsonst Schwermuth in die Seele; rolle dumpf und hohl, gedämpfte Trommel! Weinet ihr Bäume! Weinet ihr Felsen! Wer wird nicht weinen, wenn ganze Völker in Thränen zerfließen; traure Natur! Du hast deinen ersten Zögling verloren.

Vernehmet Bürger! die Trauerpost, die ein unglückliches Schicksal Euch anzukündigen mich zwingt. — Thränen ersticken meine Worte, indem ich dieser traurigen Pflicht nachlebe, und Euch die Botschaft mittheile. Doch ich ermanne mich; es sey! Macht euch gefaßt, Bürger! das Schlimmste zu vernehmen.

Am 30sten December 1797, am Tage des Uebergangs von Maynz, Nachmittags um 3 Uhr starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, sanft und seelig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagflusse, bey völligem Bewußtseyn, und mit allen heiligen Sakramenten versehen, das heilige römische Reich, schwerfälligen Andenkens.

Ach Gott! Warum mußtest du denn deinen Zorn zuerst über dieß gutmüthige Geschöpf ausgießen; es graste ja so

harmlos und so genügsam auf den Weiden seiner Väter, ließ sich so schaafsmäßig, zehnmal im Jahre die Wolle abscheeren; war immer so sanft, so geduldig, wie jenes verachtete lastbare Lastthier des Menschen, das nur dann sich bäumt und ausschlägt, wenn muthwillige Buben ihm mit glühendem Zunder die Ohren versengen, oder mit Terpentinöhl den Hintern besalben. Warum traf dein Blitz nicht lieber eins jener benachbarten Raubthiere, die sich vom Blute derjenigen mästen, die das Unglück haben, schwächer als sie zu seyn; die noch jüngst halb Europa auswürgten und mit Graus und Elend die Erde bedeckten. Du höchstes Wesen! Du bist unerforschlich; deine Wege sind in Dunkel gehüllt; wir stehen anbetend vor deinem Heiligthum.

Versuchen wir, um unsern Schmerzen lindernden Balsam aufzulegen, mit einigen wenigen Pinselzügen die Lebensgeschichte des Verewigten zu mahlen.

Der Verblichene ward geboren zu Verdün, im Juny des Jahres 842 nach Christi, unsers gnadenreichen Erlösers Geburt, unter der Regierung Ludwigs des Deutschen. Als er das Licht der Welt erblickte, geschahen mehrere auffallende Wunder, die jedermänniglich in Erstaunen setzten. Der ganze Himmel glühte von unzähligen feurigen Drachen und brennenden Kreuzen, ein blutrothes Licht bedeckte den ganzen nördlichen Horizont, im Zenith flammte ein unglückschwangerer Perückenkomet. Die Hebamme war's, die denselben am ersten erblickte. Eine heilige Begeisterung ergriff sie bey dieser Erscheinung, sie tobte und schäumte, bekam Konvulsionen und sprach endlich in überirdischer Ekstase die prophetischen Worte: „Ein Kind, unter diesem Gestirn geboren, ist kalter und feuchter Natur, liebet den Frieden, ist leidsam, wird deswegen von bösen Menschen verfolgt werden, und das Zeitliche wird es verlassen.“ Der Junge war übrigens bey der Ge-

stark so wohl von Leibe, daß alle Umstehenden ihre einzige Freude daran hatten. Er wurde nun am Hofe Karls des Einfältigen, Ludwig des Kindes und ihrer Nachfolger erzogen; in seiner zartesten Jugend stark der Muttermilch mit Heidenblute genähret, und nahm zu und wuchs sichtbarlich, wie ein Pilz. Sobald der junge Prinz die Kinderschuhe abgelegt hatte, wurden ihm die Päpste zu Hofmeistern gesetzt, und diese bemühten sich, ihn in der gehörigen Gottesfurcht und allen seinem hohen Stande zukommenden Kenntnissen zu üben. Zu den ermüdenden Beschäftigungen des Kriegs und der Waffen zeigte der Eleve aber wenig Lust; ward er ja manchmal zu einem weltlichen Strauße gezwungen, so kehrte er doch immer mit vermehrtem Ekel und Ueberdrusse an so blutigen Spielen wieder heim, und seine Hofmeister hielten nicht für gut, ihn darin auf andere Gedanken zu bringen. Die kopfbrechenden Arbeiten des Antiquars und des Mönchs waren damals seine Lieblingsbeschäftigung. Jahrhunderte hindurch saß er anhaltend in Archiven umgeben von Akten und bestäubten Papieren, aus denen ihn nur allenfalls sein Feuereifer für die Religion und die allein seeligmachende Kirche bey Türkenkriegen und Römerzügen hervorrufen konnte. Aber dann focht er auch wie ein Verzweifelter; Ketzer und Sarazenenblut floß in Strömen um ihn, tausend und tausend warf er hin, und den Thieren des Feldes zur Speise. Stolz sahen die Pädagogen zu Rom auf ihren hoffnungsvollen Zögling, stolz sprachen sie: „das ist unser Werk, laßt uns dasselbe vollenden, und unsern Geist ihm einhauchen.“ Sie sprachens und kanonisirten ihn lebendigen Leibes, und es hieß nun das heilige römische Reich. Aber ach! indem sie dem Armen die Glorie hingaben, vermochten sie nicht, ihn von den Gebrechen des menschlichen Lebens hienieden zu befreyen. Jener Hang zum sitzenden Leben, verbunden mit seinem leidenschaftlichen Eifer für die

Religion, schwächten immer mehr seine ohnehin wankende Gesundheit, sein Kopf ward zusehends schwächer, seine Geisteskräfte nahmen von Tage zu Tage immer ab, der Bewohner des Himmels ward fremd auf unserer Erde, bis er endlich in einem Alter von 2½ hundert Jahren, zur Zeit der Kreuzzüge wahnsinnig wurde. Nur starke Aderlässe und eine strenge Diät bewirkten seine Herstellung, eine Cur, die aber nur palliativ und nicht radikal war. Daher trat eine starke Hektik an die Stelle des vertriebenen Wahnsinns, und benagte mit scharfem Zahne die Wurzel seines Lebens. Jahrhunderte hindurch schmachtete der Kranke nur sein Leben dahin; abgezehrt zum Schatten, schlich er wie ein Gespenst unter seinen Brüdern umher, aus seinen hohlen Augen grinzte der Tod mit allen seinen Schrecknissen hervor. Die Krankheit stieg in einer so fürchterlichen Progression, daß der Patient in einem Alter von etwa achthalbhundert Jahren, zur Zeit des 30jährigen Kriegs, heftige Blutstürze bekam, die halb Europa überschwemmten und beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch dauerten, und von denen er sich kaum wieder erholt hatte, als endlich die leidigen Franzosen hinzukamen, und ein Schlagfluß, der ihn, als er sich wieder einmal in seine Akten vergraben hatte, überraschte, seinem Leiden ein schnelles Ende machte. Sanft und heiter waren die letzten Stunden des Seeligen, eine bessere Zukunft lachte ihm entgegen, und erleichterte ihm den Todeskampf; er sah ohne Grausen in die fürchterliche Kluft, die ihn zu verschlingen sich geöffnet hatte, denn sein Gewissen drückte keine Blutschuld.

Betet für die arme Seele ihr Christen! damit Gott ihr ihre Sünden vergebe und sie aus dem Fegfeuer befreye, wenn sie ja dort noch geringere Vergehen abbüßen muß.

Gewiß Bürger! theilt ihr mit mir und allen Angehörigen des Verstorbenen den gerechten Schmerz, der uns alle

zu Boden drückt. Ach! Er war ein so guter liebevoller Vater, er ertrug mit einer so nachahmungswürdigen Hingebung, mit einer so echt christlichen Demuth, alle die Verfolgungen, die er sich gefallen lassen mußte, weil seine Kränklichkeit ihn etwas unbehülflich machte. Er verzieh mit so rührender Langmuth allen denen, die ihn neckten und reizten, die ihm die empfindlichsten Wunden versetzten, die es oder auf angelegt hatten, seinen Tod zu beschleunigen, um sich in seine reiche Erbschaft zu theilen; er vergab allen diesen Todfeinden so gern und willig, er hielt mit einem so lobenswerthen Eifer auf die alten Gebräuche und Herkommen, bewahrte seine Tugend so rein von den Flecken der Aufklärung, und des Verderbs; und ach! diesen Vater haben wir verloren; auf immer verloren, er ist in bessere Welten hinüber gegangen, und hat uns als trostlose Waisen zurück gelassen.

Vernehmt Bürger! seinen letzten Willen, vernehmt das Testament, in dem er seinem Edelmuth und seiner Verträglichkeit ein unvergängliches Denkmal errichtet, horcht auf die letzten Worte eures hingeschiedenen Wohlthäters.

Sit nomen Domini benedictum!

Im Namen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit, Gott, Vaters, Sohns und heiligen Geistes, im Namen der heiligen Mutter Maria und Anna, der heiligen Ursula mit ihren 11000 Jungfrauen, im Namen aller Heiligen des Monats Oktober.

Und der Herr sprach zu Ezechiel: geh und bestelle dein Haus, damit dein Ziel dich nicht unversehens überrasche.

Da die zunehmenden Gebrechlichkeiten des Alters verbunden mit dem herannahenden Symptomen einer

mer weiter um sich fressenden Krankheit, unsere Gesundheit beständig mehr untergraben, uns dem Ziele, das einst alle Menschen erreichen werden, immer näher bringt, und unsern immer dünner werdenden Lebensfaden plötzlich zu zerreißen droht, wir uns aber auf einen solchen Fall gefaßt machen und vorbereiten wollen, damit unter unsern etwa gen Leibeserben, bey unserm gottbeliebigen Ableben, kein Streit und Zank über unsere Verlassenschaft entstehe, sondern alles in Frieden und Ruhe und christlicher Verträglichkeit abgethan werde: so bestimmen wir hiermit bey völliger Vernunft unsere letzte Willensmeynung, und wollen, daß alles, was darin enthalten ist, eben so pünktlich und buchstäblich vollzogen werde, als wenn wir selbst bey der Ausführung zugegen wären.

Wir setzen daher fürs erste fest, und erkennen die Fränkische Republik als einzige und rechtmäßige Erbin des ganzen linken Rheinufers, und bitten diese verehrliche Republik, dies kleine, aber gutwillig gegebene Geschenk, als ein Zeichen unserer Hochachtung und Liebe anzunehmen.

Eben so übertragen wir zweytens Salzburg, Passau und einen Theil von Bayern seiner Majestät dem König von Ungarn und Böhmen; Hannover und die Hanseestädte seiner Majestät dem König von Preußen, und das Uebrige unsers Gebietes soll zu einem Miniaturgemälde unserer ganzen Person und Physiognomie, in dem Tempel der Unsterblichkeit, verwandt werden, nachdem vorher die zu Reichskreise durch geschickte Hände eine moderne Façon erhalten haben.

Wir verordnen ferner drittens, daß zur Entschädigung der durch diese Anordnung ihres Eigenthums beraubten Reichsfürsten, die Reichsgesinnten unter dieselben und

zwar so vertheilt werden sollen: daß der Kurfürst von Trier das Schwerdt Karls des Großen, der Kurfürst von Köln das des heiligen Mauritius erhält. Die Magistrate von Nürnberg und Frankfurt sollen sich in die Reone, die von Worms und Cölln in den Zepter theilen. Der Herzog von Zweybrücken soll die Stola, der Bischof von Passau die Dalmatica, der von Salzburg die Alba, der Kurfürst von Hannover die Strümpfe, der von Maynz die Handschuhe, der Kurfürst von Bayern den Würtel, die russische Armee aber die Sandalien erhalten. Der Reichsapfel endlich, als Zeichen der Weltherrschaft, soll dem brittischen Minister Pitt vorbehalten seyn.

Die Reichsexekutionskasse und die goldene Bulle viertens, sollen seiner päpstlichen Heiligkeit zufallen; die Erste um Ihre zertrümmerten Finanzen damit wieder herzustellen, die Zweyte, — die goldne Bulle nämlich, — damit Sie selbst Ihre eigenen Bullen damit vergolden, und denselben durch den äußerlichen Schimmer, der in unsern verderbten Zeiten nothwendig ist, den verlornen Credit wieder verschaffen können.

Fünftens, die große, mittlere und kleine Reichsstitulatur soll einer öffentlichen Versteigerung ausgesetzt, und aus dem Erlös ein jährliches Seelenamt gestiftet werden, das jedesmal an dem Jahrestage unseres Hintritts mit aller möglichen Feyerlichkeit gehalten werden soll.

Sechstens, die Kaiserlichen Majestätsrechte sollen unter die Reichsbauern vertheilt und pachtagiert werden.

Siebentens, vermachen wir die jährlichen Einkünfte des Kaisers ad circa 13000 Gloria dem Armenhaus zu Regensburg.

Achtens, die Reichsritterschaft soll [illegible] gemacht, in ein Regiment formirt, und dann in Russischen Sold übergeben werden. Die Rheinischen, Schwäbischen Prälaten und alle übrigen Reichsbänke sollen der Universität Heidelberg überliefert werden.

Neuntens, der Reichstag mit allen Prinzipal-Konkommissionen soll nach vorher gemachten Inventaren um über die vorgefundenen Kurfürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Pröpste, Herzöge, Pfalzgrafen, Markgrafen, Landgrafen und Gandherren geschlossen und versiegelt werden.

Zehntens, das Reichskammergericht mit seinen Kanzleyverwandten, Generalfiskalen, Fiskaladvokaten, Protonotarien, Fiskalsotarien, Pfennigmeistern, Tareinnehmern, Komplitoren, Botenmeistern, Ingrossisten, Kopisten, Pedellen, Holzhackern, Substituten, Supernumerarien u. s. w. soll in den Mond versetzt, und seine Sitzungen künftig nur in den Hörnern desselben gehalten werden. Eben die Bewandtniß soll es mit dem Reichshofrathe haben.

Eilftens, die Reichsdeputation in Rastadt soll ihre Sitzungen permanent erklären, und sich dann mit Abschluß eines ewigen Friedens beschäftigen; jeder Artikel desselben darf aber in nicht weniger als 50000 Sitzungen abgethan werden.

Zwölftens, die Reichsarmee soll dem Landgrafen von Hessenkassel übergeben werden, damit er sie bey erster bester Gelegenheit dem Meistbietenden zuschlagen, und nach England, Amerika oder Ostindien verhandeln und an den Mann bringen möge.

Dreyzehntens, die Römermonaths und Kammerzieler sollen künftig nur am Krönungstage, der jedesmal auf den Nimmertag fallen wird, gehoben werden.

Vierzehntens, das Reichswappen soll auf unserem Grabe aufgehangen und der darauf befindliche doppelte Adler zu Tode gefüttert werden.

Funfzehntens, das Reichsarchiv soll ausgestäubt, geordnet und dann den Chemikern ausgeliefert werden, um englisches Reichsalz für unsere allenfalls ohnmächtig werdenden Erben daraus abzuziehen.

Sechszehntens, alle Nonnen unseres Gebietes vermachen wir unsern Mönchen, und hoffen daß beyde Theile sich wohl dabey befinden werden.

Siebenzehntens, alle sich vorfindenden Perücken, Mäntel und übriger Apparat, sollen dem Naturalien-Museum zu London übermacht werden, um dort in die große für alle Nationen und Zeiten angelegte Perückensammlung aufgehangen zu werden.

Achtzehntens, der Status quo soll an dem Bischof von Lüttich, die kaiserliche Plenipotenz aber an den Groß Mogul fallen.

Endlich ist es unser ernstlicher Wille, daß unser Körper nach unserm gottbeliebigem Ableben einer Dismembration oder Zergliederung unterworfen; unser Gehirn, wenn sich welches vorfindet, dem Wiener Ministerium, unser Herz aber dem Minister Pitt, eben wie aben der Reichapfel, überantwortet werden soll.

Doch aber soll das alles noch immer dem Reichsherkommen gemäß geschehen und ausgeführet werden.

Zum Executor gegenwärtigen Testaments ernennen wir seine Excellenz den Herrn General Buonaparte, und bitten höflich, diese Bemühung gütigst und gefälligst auf- und anzunehmen.

mildthätigen, gerechten, menschenfreundlichen Fürsten treten. Der Bauer und der Bürger, die die Natur doch nur eigentlich zum Lustthier bestimmte, werden stolz das Haupt emporheben, und nach ihren Menschenrechten fragen; sie werden sich aufbäumen und sprechen: „Wir sind freye Männer, verantwortet euch Despoten! Warum usurpirtet ihr bisher unsere Befugnisse?" Die Guillotine wird dann schrecklich die Stammbäume dahin mähen, und die angesehensten Männer würgen. Herzoge und Grafen werden an ihrem Mordeisen blinken; die Freyheit wird deine schönen Gefilde mit ihrem giftigen Hauche verpesten, und Jammer und Elend bey die Herrschen. So traurig sind die Folgen des Hintritts dieser hohen Leiche.

Doch verbeißen wir unsern Schmerz, Mitbürger! Vergraben wir ihn in das Innerste unserer Seele, um im Stande zu seyn, das Leichenbegängniß des Erblichenen um so würdiger zu feyern. Mit aller, der Größe unserer Nation, und der Größe unsers Verlustes angemessenen Pracht, soll dieß Trauerfest begangen werden. Es soll sich schämen der Deutsche, der nicht durch seine Gegenwart und sein Vermögen sein Schärflein zur Verherrlichung dieses Nationalfestes beyträgt. Acht Kurfürsten werden die Leiche in vollem Ornate zu Grabe tragen; alle übrige Kinder, Enkel und Urenkel, lauter gekrönte Häupter, weinend und im schwarzen Domino ihr folgen, 50000 Flöten werden dabey seufzen, 80000 Waldhörner stöhnen, 90000 Fagotte wimmern, 100000 Feuerschlünde werden der Unterwelt den Verlust der obern zubrüllen. Die Natur wird nicht säumen, das Himmelsgewölbe schwarz zu behangen; eine Sonnenfinsterniß zu veranstalten und Berge zu spalten. Der Kayser selbst wird die Leichenrede halten, und der heilige Vater die Seelenmesse lesen. Deutschland's Töchter in das Gewand der Unschuld gekleidet, werden die Leiche mit Eichenlaube bekränzen, und eine

Zypresse auf das Grab pflanzen. Vergißmeinnicht werden dem Boden entsprießen, und ein stolzer Marmor folgende in ächt lapidarischem Stile und mit dichterischem Feuer verfaßte Grabschrift überliefern.

(Im Original ist an dieser Stelle ein Holzschnitt, einen Sarg mit dem heiligen Kreuz und 8 Lichtern, nebst einer grossen mit Blumen verzierten Kerze vorstellend, befindlich.)

Von der Sense des Todes gemäht, athemlos und bleich,
Liegt hier das heilige römische Reich.
Wanderer schleiche dich leise vorbey, du möchtest es wecken,
Und der Erstandne uns dann, von neuem mit Konklusen bedecken.
Ach! wären die Franzosen nicht gewesen,
Es würde nicht unter diesem Steine verwesen.

† † †

Requiescant in Pace.

6.

Vorzüglich der Beachtung werth ist folgender Aufsatz des vierten Hefts des rothen Blattes, das am 1. Germinal des 6. Jahrs der Frankenrepublik die Presse verließ.

Was zu verkaufen.

Mehrere meiner auswärtigen Handelsverbindungen haben mich bey bevorstehender Ostermesse gebeten, die folgenden merkantilischen Avertissements in's rothe Blatt aufzunehmen. Da die Waare, die sie ausstellen, meines Wissens weder Kontrebande, noch auch irgend von schädlichem Einfluß auf Staat oder Kirche ist, so habe ich keinen Anstand gefunden,

ihnen ihre Bitte zu bewilligen. Wer nicht kaufen will, der gehe ruhig an der Bude vorüber, und damit wird's gut seyn.

Hier folgen die Artikel in der Ordnung, wie sie eingeschickt wurden.

Görres.

1.

Barras und Kompagnie, etablirt im Luxenburg zu Paris kündigen an, daß bey ihnen wieder eine ganze Schiffsladung der besten und ausgesuchtesten Freyheitsbaumsaamens angekommen sey, und empfehlen sich damit allen Fürsten und hohen Standespersonen unterthänigst, mit Bitte sie genoigtest mit Bestellungen zu beehren. Eine langjährige Erfahrung in Frankreich hat hinlänglich die Nutzbarkeit dieses Holzes erwiesen, das in allen Arten von Boden, unter jedem Himmelsstriche und Klima gleich gut gedeiht. Auf den Alpen der Schweiz kommt der Baum eben so gut fort, als in den Sümpfen Hollands auf dem Meere schwimmend wie Tang hat man ihn angetroffen; ja sogar mitten in Felsen, wo alle Vegetation unmöglich zu seyn scheint, schlägt er Wurzel, und wächst mit einem verschwenderisch üppigen Wuchse, wie der auf dem Felsen der heiligen Kirche, dem Vatikan, stehende und grünende sattsam beweiset. Er wuchert so außerordentlich um sich, daß, wo einmal ein einziger dieser Baum steht, gleich alles damit bedeckt ist. Dies rührt von seinem geflügelten wolligten Saamen her, den der Wind nach allen Seiten hinweht, wo er dann keimt, und an einem Tage zu einer sehr großen Höhe emporschießt, so daß man sich also keine weitere Mühe um seine Fortpflanzung zu geben nöthig hat. Dabey bedarf er auch keine weitere Wartung, er würde selbst unter dem Nordpole den Winter in freyer Luft ausdauern. In seiner Nachbarschaft duldet er keine Stammbäume, welche augenblicklich verdorren, sobald sich nur eins dieser Gewächse auf

Meilen Wegs blicken läßt. Wenn man Einschnitte in die Rinde macht, so gewinnt man ein Getränk, das eine gar sonderbar berauschende Kraft hat; wir wollten daher im Vorbeygehen den Fürsten gerathen haben, den Gebrauch dieses Safts ihren Unterthanen, wie Mahomed den Seinigen den Wein, zu verbieten, wie das denn wirklich in Frankreich geschehen ist. Die Blüthe, eine brennend rothe kappenförmige Blume, giebt die schönsten Bouquets auf die Geburts- und Namensfeste der allerhöchsten Prinzen und Prinzessinnen. Am allermeisten ist er daher Fürsten zu empfehlen, um Alleen, Promenaden und Lustwälder davon in der Nähe ihrer Residenzen anzulegen; wobey solche Wälder noch das Eigenthümliche haben, daß in ihnen keine Art von Raubthieren oder Ungeziefer sich aufzuhalten vermag, daher werden sich doch nicht leicht Pickenicks und Assembleen in ihren Schatten halten lassen. Obgleich er keine Dornen hat, so dient er doch auch gar vortrefflich zu Zäunen, wie denn wirklich ganz Frankreich damit eingehegt ist. Da gewährt er dann den wirksamsten Schutz gegen alle Arten von Räubern und Dieben, die ihn ganz entsetzlich fürchten, weil sein Geruch ihnen unausstehlich ist. Man wird übrigens sich auf's beste behandeln lassen, und die möglichst geringen Preise ansetzen.

Bestellungen darauf nehmen an: General Joubert in Holland, für Norddeutschland und weiter hinauf; Augereau in Perpignan, für Portugall; Buonaparte in Rennes, für ganz England, Irrland und Schottland; Brüne und Schauenburg für die Schweiz, ganz Oestreich und Ungarn; Berthier in Rom, für Neapel, Sardinien und Toscana; Hatry in Maynz, für das südliche Deutschland; Bourdon de l'Oise für Rußland und Sibirien. Hohe Personen, die sich beträchtliche Quantitäten auf einmal verschreiben, erhalten 25 p. C. Rabbat.

Paris, am 20. Ventose J. VI.

2.

Wir Wilhelm der IX. von Gottes Gnaden Landgraf von und zu Hessen, Ordensmeister der Tapferkeits- und goldenen Löwenorden, Besitzer der Bergfestungen Spangenberg und Babenhausen, Erbauer einer neuen Bastille, Oberaufseher über die Pantalons und Hüthe aller Katten, weltberühmter Schweinshändler (The swinish Multitude. Burke) entbiethen hiermit allen unsern Handelsfreunden und resp. Gönnern unsern Gruß, und machen denselben bekannt, was maaßen wir ein vollständiges und ausgesuchtes Assortissement von 12000 Stück Menschenvieh erhalten haben; ergeht daher an alle, die dieser Waare bedürftig, die Bitte, uns gefälligst mit ihrem Zuspruche zu beehren. Wir haben darauf gesehen, nur lauter bildschöne junge Leute wie Milch und Blut, zusammenzutreiben, und hoffen, mit ihnen alle Nebenbuhler auszustechen, und bey unsern Abnehmern die größte Ehre einzulegen. Sie sind vortrefflich dressirt, können hauen, schießen, stechen, rechts und links um machen, und noch mehr dergleichen Künste. Ein zwölfjähriges Abrichten mit Stock und Prügel, hat es endlich dahin gebracht, daß sie sich für ihren Herrn todtschießen lassen, ohne nur dabey zu murren, oder eine Miene zu verziehen. Da wir die gegründetste Hoffnung haben, daß bey der bevorstehenden Theilung des deutschen Reichs einige benachbarte Landstriche, von denen unsere Revierjäger versichern, daß noch das schönste Wildpret dort herumschwärme, uns zufallen, so glauben wir — da wir nach dieser Acquisition keine Mühe scheuen werden, dasselbe einzufangen — unsern Korrespondenten die Versicherung geben zu können, daß das Ausgehen dieser Waare sobald nicht zu befürchten steht. Wir werden uns jedoch nicht mit dem Handel en detail abgeben, sondern sie nur Tonnenweis, und zwar die Tonne von 100 Stück zu 40 Pf. Sterling ablassen; ein Preiß, den man jetzt bey der großen Seltenheit der Waare

nach dem Türken- und Franzosenkrieg gar nicht hoch finden wird, doch bittet man auf jede Tonne für Emballage 6 Groschen beyzulegen. Dafür werden aber auch alle Verschimmelte zurückgenommen. Wir benuhen zugleich diese Gelegenheit, um beyläufig anzufragen, ob unsern Gönnern nicht mit Weibern gedient sey, die wir gern um ein Spottgeld ablassen würden, weil wir noch ganze Magazine voll davon im Vorrathe haben. Sie könnten, unseres Ermessens, hohen Potentaten gar vortrefflich dazu dienen, bey etwannigem entstehenden Kriege die Gräben einer belagerten Stadt damit auszufüllen, doch überlassen wir das alles ihrem selbst eigenen Ermessen, erbitten uns aber alle Briefe postfrey.

Wir bleiben Euch übrigens in Gnaden gewogen.

Gegeben zu Kassel am 15. May 1798.

3.

In Rastadt, bey den Bürgern Bonnier und Treilhard, sind unter andern Pretiosen und Bijouteriewaren noch insbesondere folgende kostbare und seltne Stücke zu haben.

a) Drey Churkappen von feingegärbten Büffelfell. Sehr künstlich ist darauf, in der Manier der neuerfundenen Musivmahlerey, der Sturz der hoffärtigen Engel vorgestellt. Sie passen aber, bey ihren etwas weiten Kappen, nur auf dicke Köpfe, und sind mit geräumigen Futteralen für die Ohren versehen. Die dazu gehörigen Krummstäbe sind inwendig mit Bley ausgegossen, mit Dolchen versehen, auswendig mit künstlichen Schlangen umwunden; das oben darauf befindliche Auge Gottes ist blind.

b) Zwey Bischoffsmützen von kokliko Sammt, reich mit Rauschgolde verbrämt, etwas vom Angstschweiß durchzogen, sonst aber noch gut konservirt, daher sehr brauch-

bar als rothe Mützen auf Freyheitsbäume. Eine davon war mit künstlich gearbeiteten Schellen besetzt, die aber der Fürst von Neuwied an sich gezogen hat.

c) Ein Herzogshuth aus Hasenfell, aber ohne Kappe, mit Hahnenfedern verziert; statt des Knopfs, mit einem schönen Stein, den ein geschickter Alchymist einst aus den gesammelten Thränen von 10000 Wittwen und Waysen destillirte, besetzt.

d) Mehrere Abt und Aebtissinnen-Habitte, von dem Tuch und Schnitte, wie man sie zur Zeit Christi trug, inwendig mit Cilizien von weichem Sammet, mit dem Geruch der Heiligkeit durchbalsamirt, daher vortrefflich um Teufel damit auszutreiben, und behexte Kühe wieder zu entherxen, übrigens geräumig genug, um einem Stückfasse damit die gehörige Drapperie zu geben.

e) Ein Stück von einem Zepter, oben darauf ein geschnittener Markaurelskopf, der die sonderbare Eigenschaft hat, daß er immer Thränen vergießt, wenn ein Prinz geboren wird. In der Mitte sieht man in halb erhobener Arbeit, wie Nachbuchodonosor in einen Ochsen verwandelt, Gras frißt; unten das Portrait Friedrich Wilhelms II. von Preußen, über dem sich ein Rabe und eine Dohle schnäbeln.

f) Vier Reichsstädte, mit Planken aus der Arche Noa's zusammengezimmert; mit Bürgermeistern hübscher geputzt als Kartenkönige; mit Rathsherren, Gebrechs und Zunftherren, aus den Holzstichen der Kronik geschnitten; mit hochweisen Vätern des Vaterlandes, die keinen Menschenverstand haben; mit Mönchen und Pfaffen, deren jeder Erb- und Eigenthümer eines ganzen Kupferbergwerkes ist; mit Soldaten aus Gummi-elastik gebacken und mit Mennig bemahlt. Die Straßen sind von Karl dem Großen ge-

pflastert; die Pferde sehen zu den Dachfenstern heraus, und die Tauben nisten in den Kellern; die Kirchen sind häufiger als die Dummköpfe in Wien. Diese drey starst bemooßte Fragmente aus dem 15ten Jahrhundert sind als Antiquitäten in die Kabinette Curiosorum besonders zu empfehlen.

g) 80000 Ellen ponceau und anderfarbiges Ordensband, stark genug, um den Kapidgibassa's als Schlaftrunk zu dienen. Die Emigranten haben schon große Summen darauf gebothen, weil sich die Sage verbreitet hat, daß, wenn man damit Thron und Altar an einander kettete, keine Menschengewalt im Stande sey, einen von beyden übern Haufen zu werfen.

h) Eine ganze Milchstraße von Sternen von der ersten bis zur hundertsten Größe, die aber scharfe phlogistische Dämpfe unscheinbar gemacht haben, weswegen sie dann aufs neue aufgesotten werden müssen. Sie sind daher in äußerst billigen Preißen zu haben, und werden, wenn jemand nur irgend bedeutende Waaren-Quantitäten ankauft, obendrein in den Kauf gegeben.

i) Eine ganze große Scheune voll Adelsdiplomen, auf Eselsfell geschrieben, aber hier und da stark von den Motten durchfressen, und von einem etwas widerlichen Moderger uche durchzogen. Sie sind in der Samskritta Sprache geschrieben, und daher nur wenigen Eingeweihten unter unsern Zeitgenossen verständlich. Sie werden daher schwerlich von irgend einigem Nutzen seyn, als um allenfalls Vogelleim daraus zu kochen und Käselager damit zu formiren.

k) 40000 Klafter Stammbaumholz, ein vortreffliches Brennmaterial, um Ketzer und Jakobiner damit zu braten. Obgleich es schwammig und weich ist, so dient es doch Bildhauern vortrefflich, um Grausalbusköpfe daraus zu formiren. Die Rinde giebt eine Infusion, die das Revolu-

tionsfieber heilen soll, aber in neuern Zeiten gar sehr auß Kredit gekommen ist.

1) Eine ungeheure Menge von Wappen von den sonderbarsten Formen und Erfindungen. Tiger, Panther, Hyänen, Wölfe, Schakals, Füchse, Faulthiere, Esel, Meerguine, Katzen, Hayfische, Skorpionen, Schmeisfliegen, in gelben, rothen, grünen, braunen Felde. Hier hackt ein Geyer einem Habicht die Augen aus, dort mißt ein gekrönter Eselskopf seine Ohren gegen die Hörner eines bepurpurten Stiers. Sie sind hier und da stark beschädigt, allein das hindert nicht, daß sie gar trefflich als Leichensteine hoher Standespersonen dienen können.

Ferner zeigen obengedachte Herren den Neugierigen zwey in Uniform gestimmte Pfeifen, mit denen zwey Menschen eine ganz große Menge anderer Leute, und wären sie noch so ernsthaft und gravitätisch, wie von der Tarantel gebissen, nach ihrem Willen tanzen machen können. Die Deputirten stellen täglich den Versuch in Gegenwart des ganzen Kongresses an, und man hat wohl schon gesehen, daß 27 lauter hohe und höchste Standespersonen nach dieser Pfeife tanzten, und dabey die wunderlichsten und lustigsten Sprünge machten. Weiter zeigt man dort das große Messer, mit dem die Dismembration des Reiches vorgenommen werden soll. Es ist von dem schönsten Languedocker Stahl, hellpolirt wie ein Spiegel, so scharf, daß man mit ihm den feinsten Spinnwebfaden der Länge nach spalten kann. Der Griff ist von Franzosenholz, mit schönen goldenen Medusenköpfen verziert.

4.

In der Bude No. 40. ist die ganze Messe über zu sehen: ein schöner großer Kupferstich, betitelt: „die Reichsarmee" Augustae Vindelicorum, gestochen bey A. C. Heissig. Er

ist vortrefflich mit Wasserfarben illuminirt, Zinnober und Gummigutti besonders daran verschwendet, das Ganze so bunt wie ein Nürnberger Farbenkästchen. Man sieht hier allein 300 verschiedene Arten von Hosenknöpfen, Patrontaschen, geschmackvoller als Amors Köcher; Kamaschen nach den feinsten Vorschriften der Aesthetik zugeschnitten. Alle Musketiere haben Flügel, mit denen sie aber nur nach rückwärts fliegen oder vielmehr schwirren können, weil ein bleyerner Panzer ihre Lebhaftigkeit in etwas aufhält; vorwärts aber gehts auf Stelzen. Die Köpfe sind geschmackvoll à la Titus, mit dicht anliegenden, wurstförmig gedehnten, hellpolirten, und mit einem einladenden Zuckerkande bestreuten Locken, und metallenen Zöpfen frisirt; die starren Schnurrbärte jagen ein grausiges Entsetzen in die Seele, ein eisigter Schauer überläuft den Zuschauer beym Anblick der martialischen Gesichter. Säbel und Scheide sind aus einem Stück gearbeitet, die Kuppel mit dem Bauche zusammengewachsen, auf den Hüthen prangen in messingenen Zügen die Namen aller Heiligen des Himmels. Die Kanonen sind schon bey der Belagerung von Troja gebraucht worden; die Rüstwagen aus Pappe zusammengeschlagen, mit Goldpapier beklebt, mit Aether gefüllt; nichts destoweniger aber von 24 Pferden gezogen. Die Generäle tragen die Köpfe in schwarzgebeizten Kästchen unterm Arme, ihr Kommandostab ist ein armdicker Prügel, den Kamaschendienst verstehen sie aus dem Fundamente, sonst freylich nichts, dafür sind sie aber auch von Adel. Die Officiere sind sanft wie die Lämmer, und unschuldig wie die Täubchen, gute harmlose Geschöpfe, die das Blut in der Seele hassen, das Ganze ist ein lebendiger Kommentar über das Sprüchwort: aus einem Schweinsohr läßt sich kein seidenes Beutel machen.

Ferner zeigt man in eben dieser Bude das Original der zu Pillnitz entworfenen Theilungsakte von Frankreich. Sie ist auf eine gut zubereitete Bärenhaut gezeichnet, mit Blutfarbe illuminirt, übrigens bis auf einen Riß durch die Mitte noch ziemlich gut konservirt. Paris ist nicht mehr darauf zu finden, an seiner Stelle ein großer Steinhaufe, der bis an die Wolken geht, und auf der Spitze von einer neuen Bastille gekrönt ist, die einen größern Umfang hat, als weyland das himmlische Jerusalem. Die neuen Gränzen vom Oestreichischen gehen über Basel, Montbeliard, Vesoul, Langres, Chatillon, Troyes, Melun, Paris, längs der Seine bis zu ihrem Ausfluß ins Meer. Man hat dabey, wie der Anblick lehrt, so viel möglich auf Naturgränzen gesehen. England erhält das ihm von Gott und Rechtswegen zugehörige Bretagne und die Normandie wieder. Seine Gränze geht längs der Rhone von ihrem Ausflusse an bis Orleans und Gien; von da streicht die Linie queer über Auxerre, und trifft bey Chatillon auf die Oesterreichischen Gränzen. Savoyen hat das linke Ufer der Rhone requirt, Spanien seine Gränzsteine bis an die Garonne, und den ehemaligen Kanal Royal vorgerückt. Den Rest von Frankreich beherrscht ein Bourbon, der seine Residenz zu Bourges aufschlägt und Glück und Seegen über seine Unterthanen verbreitet. Vorn auf dem Schilde sieht man unter andern Verzierungen, Pitt und Rußlands Despotin um die Herrschaft Europa's Schach spielen; Pitt wird schachmatt, und hinter ihn schlägt der Teufel vor lauter Freude darüber einen Purzelbaum.

An Gedichten enthalten diese vier Hefte folgende mit großen Buchstaben gedruckt.

An Katharina von Rußland.

Als Katharinens Geist entfloh,
Von Pfaffengunst dem Herrn empfohlen,
Flugs sprengt sie da durchs Himmelsthor! Ho! Ho!
Sagt Peter ihr: wir sind hier nicht in Polen.

Auf die Vereinigung des Rheins mit Frankreich.

Nur von weiblichen Flüssen *) war jüngst noch Altfrankreich durchströmet,
Schändlich sein Genius auch von weibischen Männern entweihet,
Nun es frey ist, und vom rüstigen Vater Rheine gekrönet,
Ist sein Genius auch nur dem Muth und der Tugend geweihet.

An den Teutschen.

Blute Teutscher! wenn dein Fürst gebietet,
Widersteh des Feindes ganzer Macht,
Gleich Achill und Hector unermüdet,
Wie ein Fels in grauer Sturmes-Nacht.
Kämpf den Kampf der feilen Sclavenehre,
Kämpf wie Kokles für das Vaterland,

---

*) Die Seine, die Rhone, die Loire, die Garonne.

Daß des Landes Blut und Mark verzehre,
Der Tyrannen und Maitressen Tand.
Denk! ein König läßt nichts unbelohnet:
Schenkt des Adels stolzer Leuenbeut,
Die im Hinterhalt dem Feind nicht schonet,
Schon ein Kreuz und Stern und Rittergut.
Dir, der tausend schwere Wunden zählet,
Freund und Bruder in die Fessel schlug,
Sich des Fürsten Sclavenband erwählet,
Und der Unschuld, und des Volkes Fluch,
Lohnt des großen Königs Gnadenblick,
Und — ein treuer Bettelstab und Krück.

4.

Die verkehrte Welt.

Ist nicht die Welt verkehrt, so sprach noch jüngst Eleon,
Wohin man sieht, erblickt man nichts als Wunder;
Sonst stiegen ohne Kopf die Fürsten auf den Thron,
Jetzt fall'n sie ohne Kopf hinunter. —

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Andenken

vom

Mont St. Jean,

aus dem Homme Gris übersetzt.

1.

Den Leib von Wunden bedeckt, lag ein alter Grenadier der Garde, nicht von dem Adler einer französischen Fahne entfernt. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen und suchte derselben nahe zu kommen; als es ihm endlich gelang, preßte er ihn an sein Herz und starb nun ohne Klage.

2.

Ein Brigadier des 4ten leichten Artillerie-Regiments forderte seinen ihm eben abgenommenen Arm noch einmal zurück. Als man ihm denselben reichte, rief er aus: So ist es denn wirklich wahr, daß du dem Staate nicht mehr dienen kannst? es sey, bleibt mir doch dein Kamerad noch übrig, um eine Kanone losbrennen zu können.

3.

Ein Oberst hatte in der Schlacht sein ganzes Regiment verloren; er gab seinem Bedienten einige Papiere, um sie seiner Frau zu überbringen. „Eile, rief er aus;“ eile und

sage ihr, daß ich meine Waffengefährten auch im Tode nicht verlassen wollte!" Nach diesen Worten zerschmetterte er sich in der Mitte der Leichname seines Regiments durch eine Kugel den Kopf.

4.

Als dem Marschall Ney alle seine Pferde unter dem Leibe erschossen worden waren, blieb er zu Fuß auf dem Schlachtfelde und suchte mit dem Degen in der Hand überall den Tod. Schon war er im Begriff, seinen Kopf an die Mündung einer Kanone zu legen, verzweiflend eine solche verlorne Schlacht überleben zu sollen.

5.

Der Oberst Lacroix, vom 1sten Küraſſier-Regiment wurde durch denselben Schuß, der sein Pferd tödtete, verwundet. Man hob ihn auf und wollte ihn zum Embulant hinter den Armee tragen; aber der Brave, bemerkend, daß die englische Infanterie avancirte, bestieg das Pferd eines nahestehenden Küraſſiers, nahm seine letzte Kraft zusammen und kommandirte von Neuem sein Regiment zum Angriff, und fand in der Mitte des gesprengten englischen Quarrées den Tod des Helden.

6.

Als ein Lieutenant des 11ten Chaſſeur-Regiments, Namens Renaud, die entschiedene Flucht der Armee entdeckte, stieg er vom Pferde, übergab daſſelbe seinem Bedienten und erschoß sich auf der Straße nach Charleroy.

7.

Durch einen Schuß verwundet, blieb der General Duhesme auf dem Schlachtfelde zurück. Einige Sappeurs, die ihn fortzuschaffen suchten, weinten, als sie ihren General ohne Bewußtseyn fanden. — „Warum das?" sagte er, die Augen öffnend, zu ihnen, „findet ihr mich nicht würdig, auf dem Felde der Ehre zu sterben?"

8.

Ein Lieutenant der Jäger zu Pferde war im Begriff, sich auf dem Schlachtfelde amputiren zu lassen, erfuhr den gänzlichen Rückzug der französischen Armee und sich in seinen Säbel stürzend, rief er aus: „der Feind finde nichts als den Leichnam eines Braven!“

9.

Einem Trainsoldaten war der Schenkel durch eine Kanonenkugel zerschmettert, und er bückte sich aus Schmerz von Zeit zu Zeit auf den Hals seines Pferdes. „Hast du Furcht?“ sagte zu ihm im Vorbeyreiten der Marschall Ney. „Furcht, mein General?“ sehen Sie, sagte er seine Wunde zeigend, „was mich verhindert, im Steigbügel festzusitzen.“ Der Marschall Ney wollte ihn zum Lazareth transportiren lassen und bot ihm seine Börse an. „Nicht das,“ antwortete der Soldat, „ist es, was mir fehlt, es ist kein Geld, es ist der verlorne Sieg, der mir Kummer macht.“

Der graue Mann schließt diese Erzählungen, unter denen viele nur erdichtet seyn mögen, mit der Bemerkung, daß so gar viele Grenadiere der Garde sich selbst erschossen, um nur nicht die verlorne Schlacht zu überleben, und ruft aus: „Ehre den braven Unglücklichen!“ Gerne theile ich diesen Ausruf mit ihm, denn auch am Feinde Tapferkeit und Größe der Seele, Aufopferung fürs Vaterland zu ehren, ist jedes edlen Mannes Pflicht; nur Schwachköpfe und Feige vermögen den unglücklichen Feind mit höhnischem Spotte noch mehr zu demüthigen. Schlechtigkeiten verachte Jeder, sowohl am Freunde als am Feinde; nur mit der tiefsten Verachtung kann ich auf den Helden folgender Erzählung blicken, indem ich nicht umhin kann, den glänzenden Helden des grauen Mannes eine Schattenseite beyzugesellen, in einer Anekdote aus Nr. 22. des litterarischen Wochenblatts.

„Als der scheußliche, leider auch unter uns zur Genüge „bekannte Vandamme im Norddepartement kommandirte, „führte man einen Emigranten vor ihn, der mit den Waffen „in der Hand ergriffen worden war. Er befahl ihn auf der „Stelle zu erschießen. Da stürzte die 10 bis 12jährige Toch„ter des Unglücklichen zu des Generals Füßen und flehte um „ihres Vaters Leben. „Wo warst du, während dein Vater „emigrirte?" fragte das Ungeheuer. „Ich war mit ihm," „antwortete sie mit kindlichem Vertrauen. Da ergriff Van„damme ein Pistol und zerschmetterte dem armen Kinde das „Gehirn. Die ganze Stadt Lille kann diese Unthat bezeugen, „wie auch, daß er sich auf dem Markte das Vergnügen „machte, die Emigranten eigenhändig umzubringen."

Wem, der nur einiges Gefühl hat, schaudert nicht bey solchen Unthaten, und wer dankt nicht innig dem Geschick, das solchem Schreckensregimente ein Ende machte. Möge auch in dem entferntesten Winkel der Erde, wohin dieß Ungeheuer flüchtet, dieser schreckliche Schuß auf seiner Seele lasten, und einst im letzten Augenblicke grausend der Geist der gemordeten Unschuld vor ihn treten und ihn vor Gottes Richtstuhl rufen!

W. v. C.

Rückblicke
auf die neueste politische Literatur.

Geheime Geschichte der Theilung Sachsens, mitgetheilt vorzüglich in Actenstücken. 2te Auflage. Neuenfels 1818.

Der Verfasser, Advokat Eisentreter, würde besser gethan haben, diese Geschichte eine öffentliche zu nennen, denn sie enthält, außer einigen schalen Noten, nichts andres, als die in der Minerva längst abgedruckten diplomatischen Noten über die Theilung Sachsens.

Diese Theilung wird nun nach Grundsätzen des Privatrechts für ungerecht erklärt, die Sachsen als Volk und die altsächsische Verfassung hoch gepriesen, aber nicht bedacht, daß dies Volk so wenig als sein Fürst mächtig genug waren, sich vertheidigen und erhalten zu können, daher nothwendigerweise untergehen mußten in ihrer verterwendischen Politik, die wieder nothwendige Folge ihrer Schwäche war, welche ihnen dem Mächtigsten zu folgen geboth.

Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst und Kriegsgeschichte. 3tes Heft.

Sehr lehrreich und anziehend ist die Beschreibung der Schlacht an der Katzbach, woraus hervorgeht, daß die schnelle Geistesgegenwart des Fürsten Blücher solche gewann, indem er in dem Moment, wo das Centrum unter York gedrängt wurde, das Sackensche Corps vom rechten Flügel aus, den verdrängenden Franzosen in die Flanke richtete, und an der Spitze der Kavallerie persönlich angriff.

Heinrich Lubens, Geh. Hofraths ꝛc., Verurtheilung und Rechtfertigung in der von Kotzebue'schen Bülletin-Sache. Heidelberg 1818, bei Mohr und Winter.

Eine Vertheidigung, die niemand als Partheimenschen überzeugen wird, daß es eine unrechtliche Sache sey, einen, aus anderer Leute Papieren, heimlich entnommenen Extract öffentlich zu machen. Herr Luden mag die Sache drehen und wenden, wie er will, so ist es

doch ziemlich klar, daß er wohl gemußt, dies Bülletin sey von Kotzebue an den russischen Kaiser gesandt, und, gegen seinen Willen copirt worden. Weiter braucht der rechtliche Mann nichts zu wissen, er kann alle juristische Ansicht dieser Sache entbehren.

Restauration der Staats-Wissenschaft; von C. L. von Haller. 1ster Band. Winterthur 1818, in der Steinerschen Buchhandlung.

Der Verfasser hat in diesem Bande an der Hand der Geschichte die Entstehung der von einander verschiedenen Patrimonial-, militairischen und solcher Staaten, die beides zugleich sind, entwickelt. Die erstern sind solche, wo die Macht in dem größesten Besitz von Grund und Boden; die andern, wo sie im Feldherrnamt liegt; und die letztern, wo der Monarch der mächtigste Grundherr und erste General zugleich ist.

Es wird geschichtlich bewiesen, daß die letztern Staaten die glücklichsten und dauerhaftesten, die andern die schlechtesten und untergegangen sind, wie Polen.

Uns scheint folgende Entwickelung der Institution, die wir Staat nennen, die wichtigste zu seyn.

In jedem Menschen, der geboren wird, liegt das natürliche Streben, seine Anlagen frei zu entwickeln, und sich dadurch die höchst möglichsten Genüsse zu verschaffen, solche so theuer auszutragen, als er vermag.

Der Spielraum für diese Naturanlagen, die sehr ungleich, bei einem groß, bei dem andern gering sind, ist die Erde, und das gegenseitige Bedürfniß der Menschen, welche sie bewohnen; Besitz und Anbau der Erde, und der Austausch der Erzeugnisse menschlicher Geistes- und Körperkraft, sind in der Kindheit der Menschen die ersten Quellen ihres Genusses.

Daß Jeder etwas habe und ruhig produziren könne, und damit nicht ein ewiger Krieg entstehe, waren Grenzen nöthig, welche für einen jeden einen Bereich bezeichneten, worin er seine Talente frei entwickeln könne, welches sein Rechtsgebiet war, und es bedurfte einer zwingenden Macht, um Jeden in seinem Rechtsgebiete zu schützen, diese war nun der Staat, und wenn es gewisser Regeln bedurfte, nach welchen der Schutz des Rechtsgebiets erfolgte, so erblicken wir darin Gesetze.

Gehen wir zu den Uranfängen der Staaten zurück, so entstanden sie entweder aus der Familie, worin der Vater, oder aus Colonisten-Staaten, wo der Feldherr oder Führer den Zwang übte.

Im ersten Fall entstanden die Gesetze aus dem Willen des Hausvaters, im letztern aus dem des Führers mit Berathung des Volks, dort entstanden Monarchien, hier Republiken, die zuletzt auch gewöhnlich in Monarchien übergingen. Beide Arten von Staaten haben sich nun, je nachdem sie heranwachsen sind, geschichtlich auf verschiedene Art entwickelt, und Gesetze, Gebräuche und Sitten erzeugt, woraus ein verschiedenes Staatsrecht entstanden ist.

Es muß aber doch ein rein aus der Vernunft entwickeltes Staatsrecht geben und endlich als Wissenschaft gelten, dessen höchstes Prinzip kein anderes als die höchste Gerechtigkeit seyn kann, welche zuläßt, daß ein jeder Mensch seine gemeinnützigen Naturanlagen frei entwickeln dürfe, und daß er bei der Gesetzgebung, durch welche seine Interessen bestimmt werden sollen, eine Stimme habe.

Dies aus der reinen Vernunft abzuleitende Staatsrecht mit seinem höchsten Rechtsprinzip verwirft aber Herr von Haller, und substituirt ihm dasjenige, welches die Natur geschichtlich hat entstehen lassen, wonach der Mächtigste herrscht, der Schwache gehorcht, da sie aber beide sich gegenseitig bedürfen, ihre Rechte und Pflichten auf Privat Verträge stützen; der Inhalt dieser Verträge, welche so oft Noth auf der einen, Gewalt auf der andern Seite, schlossen, sind ihm das Staatsrecht.

Wenn man auch nicht läugnen kann, daß unsere Staaten sich wirklich so gestaltet, und man den Fleiß des Hrn. v. Haller bewundern muß, wie er dies aus der Geschichte dargelegt hat, so sträubt sich doch die Vernunft dagegen, dies Staatsrecht, welches so oft ein Staatsunrecht ist und sich klar darstellt, als höchstes Recht anzuerkennen, und selbst nach Haller'schen Grundsätzen muß das Revolutioniren dagegen erlaubt seyn, da es der Schwäche, wenn sie sich zur Kraft erhebt, nicht verdacht werden kann, wo möglich den Mächtigsten zu stürzen und sich an seine Stelle zu setzen, wie Frankreich das Beispiel gegeben hat.

Auf der andern Seite scheint es mir auch irrig und von üblen Folgen zu seyn, wie ebenfalls die französische Restaurung klar erwiesen hat, wenn es Leute giebt, welche Staaten, die sich nach Hallerscher Lehre geschichtlich und nicht wissenschaftlich gebildet haben, durch ihr rein vernünftiges Rechtsprinzip von Grund aus neu schaffen, das alte bestehende einreißen wollen, wodurch alle abgegrenzten vorhandenen Rechtsgebiete der Einzelnen in einander laufen und einen natürlichen Zustand bilden, wenn dann die rohe Masse als die physisch stärkste, die eine vernünftige Minorität unterdrückt und eine Anarchie hervorbringt, die sich selbst zerstört. Die rohe Masse ist niemals rein vernünftig, und erkennt die Wohlthat eines Staats, der in ihren Augen unnützer Zwang ist, nicht. In so fern nun der Wille der Gesammtheit nach der Mehrheit der Stimmen das Gesetz bilden soll, so wird solches, da die rohe Masse stets die Mehrheit bildet, niemals rein vernünftig, sondern in der Regel unvernünftig seyn.

Es scheint also das Beste zu seyn, vorhandene geschichtlich entstandene Staaten nach und nach dem Ideal des reinen höchsten Rechtsprinzips zu nähern.

Solche Colonien, die von Menschen angelegt werden, welche schon einen hohen Grad von Bildung besitzen und in ihrem Kopfe ein Ideal von Staat mitbringen, können eher nach reinen Vernunftprinzipien eingerichtet werden, als jene alten Staaten, die mit der Kindheit der Völker ihren Anfang nahmen, z. B. das Champ d'Asyl der Franzosen in Amerika.

Ueber den innerlich nothwendigen Zusammenhang der Staats- und Kirchen-Verfassung. Nebst einem Sendschreiben an den Herrn Ober-Präsidenten v. Bülow in Magdeburg von Jonathan Schuderoff. Ronneburg 1818 im litterarischen Industrie-Comtoir.

Nachdem der Verfasser S. 12 dargethan zu haben vermeint:

die Staatsverfassung, von innen heraus geschichtlich gebildet, sey nicht denkbar, ohne Vertrag mit dem Volk, nicht Kopf für Kopf, sondern mit den Vertretern desselben; die Legitimität sey nur ein Begriff ministerieller Fabrik, (Nein, sie ist, als Thronrecht verstanden, eine geschichtliche Thatsache, der Verfassungsvertrag aber ein ungeschichtlicher Traum.) und nur durch den Sozialvertrag werde ein Fürst erst legitim: alle andere Staaten seyen Nothstaaten. Es dürfte den jetzt lebenden Fürsten vor dem Abschluß solchen Vertrags nicht angst und bange seyn, da sie darauf rechnen könnten, daß sie Erblichkeit behalten würden; (Man könnte hier ausrufen: Herr Superintendent Jonathan beweise dies mit einem Spruch, und fragen, wenn Du das so gewiß bist, wozu denn die Form, wo schon der stille Contract vorhanden ist?)

Geht er zu der Nothwendigkeit der neben den Staat zu stellenden, von ihm unabhängigen Kirche über: denn wenn der Staat nichts andres sey, als eine auf Vertrag begründete Rechtsbürgschaft und Abmarkung der Rechtsgebiete der Einzelnen, so sey die Kirche etwas mehr, und das moralische Institut, worin der Mensch, außer seinem vom Staat begründeten Recht, Belehrung und Erbauung seiner Seele finde.

Beide Institute wären ursprünglich aus der Natur des Menschen entsprungen, und nothwendig zu trennen.

Das Ganze geht denn darauf hinaus, eine evangelisch-geistliche Hierarchie zu bilden, welche die Layen anhält, die Gebräuche des Cultus mitzumachen.

So ernstlich dies Streben, so lächerlich ist es in unserer Zeit, wo alles auf die Vernunft sich stützt und beruft; die sagt uns nun freilich auch, daß es Unbegreiflichkeiten, eine höhere als die menschliche Welt giebt, die uns hienieden nicht aufgethan werden kann, aber eben deswegen erscheint es auch um so lächerlicher, wenn die Herren Schwarzröcke sich immer noch mit dem Schlüssel Petri brüsten, womit sie lösen und binden könnten. Daß wir alle sündige Erdenkinder sind, daß alles Irdische eitel und da oben etwas hier Unerreichbares ist, das erkennen jetzt alle Aufgeklärte, sie wissen aber eben so gut, daß die Herren Schwarzröcke eben solche arme Sünder sind wie sie, sie achten in ihnen den Lehrer und Erzieher, den Priester aber nicht, mit und ohne Costüm, und wenn es dem Kaiser Julian in seinem Zeitalter nicht mehr gelang, das Heidenthum herzustellen, so wird es Herrn Jonathan und Genossen in unserm Zeitalter noch weniger glücken, den Priesterglauben zu erneuern und im Staate einen andern — die Kirche — zu errichten.

Freimüthige Erwiederungen auf die Stellen der Schrift des Herrn Ober-Präsidenten v. Bülow in Magdeburg von H. Müller. Quedlinburg und Leipzig 1818, bei G. Basse.

Schwache Gegenrede, die nur verneint und nichts Arges von den Synoden wähnt, auch nicht begreift, daß die Geistlichkeit, auch ohne es zu wollen, nach und nach zur Priesterschaft umgeschmolzen werden kann, wenn dies sonst möglich wäre.

Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. 12ter Band, Jahr 1815. Von Dr. Karl Venturini. Altona 1818, bei J. F. Hammerich.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser 12te Band gut geschrieben ist. Der Verfasser erzählt die Begebenheit im Geist der Opposition, besonders die Revolution in Frankreich während der 100 Tage, die Szenen in Paris in der Crise nach der Schlacht von Waterloo, die Verhandlungen des Pariser Friedens, Frankreichs Lage, Intriguen seiner Minister, verfehlte Politik der Alliirten, Rußlands und Englands Uebergewicht, Deutschlands Zurücksetzung, heilige Allianz.

E. M. Arndt's Urtheil über Friedrich den Großen, beleuchtet von K. G. N. Leipzig 1818. In Commission der J. B. G. Fleischer'schen Buchhandlung.

Alle noch ziemlich zahlreichen Verehrer dieses großen Fürsten werden dieses Buch mit Vergnügen lesen, worin ein Mann die Feder führt, der das ganze Wesen Friedrichs wie seinen Regierungsplan durchdrungen hat, und alle die Vorwürfe zu Schanden macht, welche entweder Blödsinn, oder die boshafte Absicht gemacht haben, in ihm, dem größesten Repräsentanten der Hohenzollern, das ganze Geschlecht aus den Herzen der Preußen zu verdrängen und ihr goldnes Götzenbild an die Stelle zu setzen.

Der Verfasser zeigt aus der deutschen Geschichte, wie die Zerrissenheit des so oft von den Nachbaren verheerten Deutschlands entstanden sey, wie die Päpste nach und nach die kaiserliche Macht untergraben und die deutschen Fürsten dieselbe immer mehr ihrer Souverainität entkleidet, wie Karl V. nahe daran gewesen sey, ein wahrhafter deutscher Monarch zu werden, wenn er entweder sich an die Spitze der Reformation gegen den Papst gesetzt, oder nach der Schlacht von Mühlberg die Landeshoheit der Fürsten beschränkt hätte. Nachher sind unter dem bigotten Ferdinand, der den 30jährigen Krieg herbeigeführt, und durch den westphälischen Frieden die Trennung sanctionirt worden.

Friedrich habe, nachdem die Eroberung von Schlesien ihn vom deutschen Kaiser und Reich unabhängig gemacht habe, den Plan

gehabt, Deutschland wieder zu einem Reich zu machen und Maria Thereſia auf den Beſitz von Ungarn zu beſchränken. Die unglückliche Schlacht von Collin hätte dieſen großen Plan vereitelt. Nachher habe er dieſen Plan aufgeben und nur um den Frieden kämpfen müſſen. Nachdem er ſolchen errungen, ſey keine andere Rolle ihm übrig geblieben, als die eines Beſchützers der deutſchen Fürſten.

Was das Militairſyſtem Friedrichs anlangt, ſo zeigt der Verfaſſer, wie zweckmäßig das Werbeſyſtem für den aufblühenden Kleinen Staat geweſen ſey, der ſeine kleine Bevölkerung ſchonen mußte, die durch das Cantonweſen immer den Kern der Armee bildete.

Das Geld, um das Werbeſyſtem durchzuführen, deſſen leichteſte Erhebung, die ſtrenge Disciplin und das adliche Offizierkorps, um an demſelben in der Armee eine ſichere, auf Point d'honneur gebaute Baſis zu erlangen, hätte mit Friedrichs Militairſyſtem genau zuſammengehangen.

Friedrich habe die intellectuelle wie phyſiſche Kraft ſeines Volks durch ſeine directe Unterſtützung der Induſtrie und Leitung des Handels gehoben. Der glänzende Erfolg ſpräche für dieſes Syſtem.

Politiſche Aphorismen zur Beherzigung vor dem Congreß in Aachen von Dr. Schlottmann. 1818.

Ein Durcheinander von Betrachtungen, denen aller Zuſammenhang fehlt, und die im Grundton alle nur auf das große Glück der Volksvertretungen aufmerkſam machen zu ſollen ſcheinen. Zuweilen weiß man nicht, ob der Verfaſſer Spott oder ſeine aufrichtige Meinung ausſpricht. Z. B. Seite 3 heißt es:

„Je nachdem eine Regierung Geld aufnimmt und folglich tiefer ſich verſchuldet, ſteigt der Credit ihrer Staatspapiere.“

Der Magnetismus in Hannover. Berlin 1818, bei Auguſt Rücker.

Ein Streit, den der Dr. Ziermann gegen die hannöverſche Regierung erhebt, weil Sie ihm das Magnetiſiren am Baquet unterſagt hat.

Regent und Volk. Oder: Welche Conſtitution muß der preußiſche Staat haben? Berlin 1818, C. G. Flittner'ſche Verlags-Buchhandlung.

Eine ſehr durchdachte, leidenſchaftsloſe, mit vieler Sachkenntniß entworfene Darſtellung der Grundzüge einer preußiſchen Verfaſſung, welche der Staatsrath recht ſehr zu beachten haben dürfte, von welcher hier ein gedrängter Auszug an ſeiner Stelle ſeyn wird.

3) Was haben die deutschen Fürsten in der Congreßacte in Rücksicht der Constitution versprochen?

Der Verfasser interpretirt den 13ten Artikel der Bundesacte und die preußische Verordnung vom 22sten May 1815, worin ausdrücklich das Wort Berathung ausgesprochen worden ist, dahin:

1) daß eine verhältnißmäßige Repräsentation des ganzen Volks,
2) Theilnahme an der Deliberation und entscheidende Stimme über die wichtigsten Nationalangelegenheiten, besonders über die Bewilligung der Staatslasten,
3) Verantwortlichkeit der administrirenden Staatsbehörden gegen die Nation,
4) Unabhängigkeit der Gerichte,
5) Preßfreiheit,

Statt finden müßten, weil dies der allgemeine Wunsch der deutschen Nation sey.

Was der Verfasser unter den wichtigsten Nationalangelegenheiten versteht, hat er im 20sten Capitel ausgesprochen, wo die Grenzlinie zwischen der executiven und der Gewalt der Repräsentanten die Rede ist. Hier heißt es bei den Finanzen: die Repräsentanten müßten die Steuern bewilligen, die Rechnungen über deren Verwendung prüfen. Wie es werden solle, wenn die Repräsentanten einmal gar keine Abgaben bewilligen wollten, auf diesen Fall ließen sich gar keine Vorkehrungen treffen, eben so wenig als darauf, wenn der König gar keinen Reichstag Statt finden ließe und die Repräsentanten nicht beriefe. In beiden Fällen müsse man annehmen, wie Solon gethan, als er für den Vatermord keine Strafe bestimmt, den er für unmöglich gehalten habe.

Bei der Gesetzgebung müßten die Repräsentanten bei der juridischen, nicht aber bei der politischen, eine Stimme erhalten, die letztern aber auf Verwaltungsgrundsätze und auf das Verfahren bei Erhebung der Steuern und beim Staatseigenthum, auf Untersuchung und Bestrafung des Polizeiverbrechens, auf lokale und vorübergehende Polizeiverbrechen, auf Disciplin beschränkt werden. Alle Staats- nicht so Communal-Beamten, sollen vom König ernannt, von ihm allein Krieg und Frieden beschlossen werden.

Wenn wir dem Verf. obige Punkte unbedingt zugeben, so können wir doch nicht auch 2 die Steuerbewilligung von den Ständen als rein abhängig erblicken, aus dem vom Verf. selbst berührten Grunde, was dann erfolgen solle, wenn die Stände keine Abgaben oder die nöthigen bewilligen wollten? Die angeführte Solon'sche Weisheit kann uns dann nicht vom Untergange retten, und Solon hatte nur für einen speziellen Fall des Vatermords kein Gesetz gegeben, hier aber steht alles auf dem Spiel, und da die Stimme der Stände von der Mehrheit abhängen solle, und diese vielleicht von der einzigen entscheidenden Stimme eines vom Auslande bestochenen Verräthers, wie denn die eine überwiegende Stimme eines Schandbuben Ludwig XVI. auf das Hochgericht brachte, so wäre der Fall denkbar, daß der Staat zu Grunde ginge, wenn es ihm an Gelde fehlte, um in höchster Eile den Krieg zu erklären, um sich zu retten.

So ist denn schlecht für das Staatswohl von den Herren Constitutionsverfassern gesorgt, wenn sie in dem wichtigsten Falle neuen Rath wissen und das Staatsschiff dem Zufall überlassen, und zwar lediglich dadurch, wenn sie 2 Partheien, Regent und Volk, gegen einander über stellen, ohne ihnen einen höheren Richter überzuordnen

Wenn der Verf. J. v. Müllers Worte:

Rath nahmen sie von mehreren, weil nicht leicht einer alles sieht; die Vollbringung überließen sie einem, weil in der Einheit Kraft ist,

zur Basis seiner Constitution annimmt, wie kann er denn den Ständen die alleinige Steuerbewilligung und dem Regenten das Recht Krieg zu erklären einräumen, der ohne Geld nicht zu machen ist?

Der König muß das Recht behalten, Geld in Pausch und Bogen, und zwar in peremtorischen Terminen zu fordern, der Finanzminister muß die Verwendung nachweisen, und die Stände müssen es nach ihrer Einsicht in der Aufbringung vertheilen.

Der König muß in allen Fällen das höchste, souveraine, heilige unverletzliche, entscheidende Wesen bleiben, Staatsdienerschaft und Landstandschaft gegen einander über Gesetze verarbeiten, sonst ist Anarchie unausbleiblich, oder der König ist genöthigt, gewaltsame Eingriffe in constitutionelle Gerechtsame zu machen, oder durch Intrigue und Bestechung die Standschaft zu bewegen, zu thun, was das Staatswohl erheischt.

Im übrigen ist der Verfasser nicht für Provinzial-, sondern für Reichsstände, der König soll die Charte ertheilen, nicht darüber mit dem Volke contrahiren, es sollen keine Stände oder Corporationen, sondern nur Staatsbürger repräsentirt werden. Der Verf. ist nicht für zwei, sondern nur für eine Cammer gestimmt. Die Wahl der Repräsentantenschaft soll nicht lediglich an den Grundbesitz geknüpft seyn. Die Juden sollen Bürgerrechte behalten. Die Staatsdiener gewählt werden können, jeder Gewählte soll lesen und schreiben können. (Dann muß eine Prüfung, eine Repräsentanten-Examinations-Commission niedergesetzt werden, und es ist ein böses Zeichen für die Volksreife für Verfassung, wenn hierüber etwas festzusetzen nöthig scheint.) Wenn eine Pairscammer für nöthig erachtet würde, so sollen die königl. Prinzen nach erlangter Volljährigkeit, die Chefs der mediatisirten fürstlichen Häuser, erbliche Mitglieder, die der König dazu ernennen will, die diese Würde an ein Majorat knüpfen müssen, dessen jedesmaliger Nutznießer die Rechte der Repräsentation ausübt, zeitige Mitglieder, die der König nach Gefallen auf ihre Lebenszeit dazu ernennt, diese Pairscammer ausmachen. Die Dauer der Repräsentation soll von der Willkühr des Regenten abhängen. Wenn der König die Repräsentation gar nicht zusammenberiefe, so soll darüber die Constitution kein vorbeugendes Gesetz enthalten, weil dadurch der Keim des Aufruhrs in ihren Schooß gelegt würde, sondern da dem König Steuern nöthig, diese aber von den Ständen zu bewilligen, so würde er sie schon berufen.

(Hierin, sagen wir, liegt der Keim zu einer revolutionairen Regierung, die von der Repräsentation ausgehen wird, da das Geld

der nervus rerum und der, welcher darüber gebietet, der Herr ist ein vom Volke bezahlter König ist eine Lächerlichkeit in sich.)

Die Repräsentanten sind Staatsdiener, die 2 Louisd'or Diäten und Reisegeld erhalten.

(Dann besteht der Unterschied der Staatsdiener und Repräsentanten darin, daß jene studirt haben, und diese wenigstens lesen und schreiben können.)

Die Repräsentanten sollen sich nicht an ihre Instruktion halten dürfen.

(Dann hat Rousseau Recht, wenn er sagt: das englische Volk ist nur in dem Augenblick frei, wo es seine Repräsentanten wählt, im nächsten Augenblick verfällt es wieder in Sclaverei. Dann haben wir einen von Privatinteressen des Augenblicks abhängigen hundertköpfigen Regenten, den wir pro Kopf mit 10 Rthlr. bezahlen, daß er uns provisorisch regiere, statt eines erblichen, der aus eigenem Vermögen frei da stand.

Friedrich August der Gerechte, König von Sachsen. Leipzig 1818, bei Ernst Klein.

Eine Apologie und Rechtfertigung der Diplomatik dieses Fürsten vom Anfange seiner Regierung bis auf sein diesjähriges 50jähriges Jubiläum.

Es ist eine anerkannte Sache, daß dieser Fürst während seiner 50jährigen Regierung das Glück seines Volks redlich und eifrigst zu fördern bemüht war, und sein Ziel erreicht haben würde, wenn die auswärtigen Verhältnisse ihn nicht daran verhindert hätten. Hier sah er sich genöthigt, wie alle Mächte 3ten und 4ten Ranges, dem Mächtigsten und Siegreichsten zu huldigen, so auch der König von Sachsen. Wer wird ihm daraus einen Vorwurf machen? Wenn er daher nach der Schlacht von Lützen nicht richtig voraus fühlte, wer in dem großen Kampf obsiegen würde, so mag auch dies entschuldigt werden, aber dem Nachbar, Preußens Monarchen, war es andrerseits auch nicht zu verargen, wenn er die ihm günstigen Glücksfälle benutzte, zur Sicherung seines Staats einen Theil von Sachsen an sich zu ziehen, um den gefährlichen Nachbar im Bunde mit seinen Feinden 1756 wie 1813 unschädlich zu machen.

Auffallend ist die Stelle S. 112, wo es heißt:

„Das Glück hätte Napoleons Schritte krönen, Macdonalds und Vandamme's Niederlagen, erstere in Schlesien durch das Anschwellen aller Gewässer, letztere durch die Verirrung des G. Kleist'schen Corps, veranlaßt, verhüten sollen, und unsers Königs Weisheit, seine Vorsicht und seine Fürsorge für sein Volk, würden auf Unkosten derer, die ihn verleumdeten, vielmehr noch gerühmt worden seyn, als man sie für einen Augenblick verkannte und verkleinerte."

Hieraus sieht man also, was der Verfasser Sachsen an Preußen über lassen wollte, wenn es der Sieger gewesen wäre.

Antwort eines Rheinpreußen auf des Hrn. J. v. Voß Sendschreiben eines Brandenburgers an die Bewohner Rheinpreußens. Bonn 1818, bei A. Marcus.

Eine bittere sarkastische Schrift, worin der eine Theil den Gegner durch Witz lächerlich zu machen, der andere eine eben nicht neue Verfassungs-Theorie aufzustellen sich bestrebt.

So viel ist daraus zu ersehen, daß Herr Görres, indem er eine Adresse im Namen der Rheinbewohner dem Herrn Staatskanzler übergab, nicht im Geist derselben handelte, da er Wünsche und Bitten aussprach, die keineswegs die ihrigen waren.

Herr Rehfues hingegen verlangt nichts weiter, als die Vollziehung der Verordnung vom 22sten May 1815, worin der König berathende Provinzialstände einzuführen versprach. Er hält der Persönlichkeit des Königs große Lobreden, und meint nur, daß es nöthig sey, für die Zukunft und wegen aller Nachfolger, durch eine Verfassung, welche auf den gesellschaftlichen Vertrag gesetzlich begründet werden müsse, das Glück der Preußen zu sichern.

Herr Rehfues beantwortet S. 22 des Herrn v. Voß Frage:
„Aus welchem Grunde soll der König aber seine Souverainität hingeben, auf welchen es das Volk wünschen?"
mit dem bestimmt ausgedrückten Satz:
„Der König will — weil einmal Einführung ständischer Verfassung und Aufopferung der Souverainität nur Eins seyn sollen — Seine Souverainität aufheben."

Womit beweisen Sie diese in die Seele des Königs ausgesprochene starke Behauptung, Herr Verfasser? Mit der Verordnung vom 22sten May 1815?

Darin ist nur von Berathung der Provinzialstände die Rede; womit die Souverainität sehr wohl besteht, also haben Sie selbst den Satz erdacht, weil Sie Souverainität und ständische Verfassung mit Ihrem Sinne nicht zusammen reimen können.

Herr Rehfues, wir lassen ihn selbst reden, stellt sodann folgendes Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes auf:

„Eröffnen Sie einmal das Buch der Zeiten, und suchen da die Quellen der Anarchie und des Bürgerkriegs auf, vor denen Sie warnen, und Sie werden dieselben im Durchschnitt immer finden:

in Republiken darin, daß der Staat von seinen Gesetzen nachgelassen, und einzelnen Ständen oder Bürgern zu viel Gewalt gegen die andern eingeräumt hat;

in unbeschränkten Monarchien, weil der Despot entweder auf seinem Stuhl eingeschlafen ist, da unumschränkter Wille noch keine Kraft giebt; oder weil dieser unumschränkte Wille die Beschränkung der persönlichen Freiheit seiner Unterthanen und des Genusses ihres Eigenthums zu weit getrieben hat:

und in beschränkten Monarchien, weil entweder einem energischen Fürsten die weise Beschränkung lästig fiel, oder weil übermüthige Stände die Schwachheit und das Unglück eines andern Fürsten zu größeren Beschränkungen desselben, und vielleicht bis zu seiner Vernichtung, benutzen wollten;

in allen aber, in einem gesunkenen Zustande der Moralität des Volks, und in einer, durch Fanatismus oder falsche Aufklärung bewirkten Verkehrtheit der Geister, wie die Geschichte jedes Volks uns die Beispiele liefert, in welchem Falle denn freilich keine Hülfe mehr möglich ist, sondern die aufgeregten Elemente sich an einander selbst abreiben und aufs Neue ordnen müssen.

Wir haben es hier nur mit dem zweiten und dritten Falle zu thun, und beschränkte und unbeschränkte Monarchien historisch mit einander zu vergleichen.

Wie es durchaus verdorbene Zeitalter giebt, in welchen einzelne große Tugenden um so herrlicher hervortreten, so giebt es auch wirklich glückliche Zeiten, in welchen sich eben darum keine große Tugenden mehr hervorheben, weil sie in dem allgemeinen Glück ihre Beschränkung finden. Solche kurze, halcyonische Tage hat das römische Reich unter einigen seiner Kaiser, selbst das deutsche Reich vielleicht in den Zeiten von dem siebenjährigen bis auf den französischen Revolutionskrieg gesehen, und solche Tage dürften wir von dem Karacter der meisten heutigen Regenten, und dem Geiste der meisten heutigen Regierungen erwarten, wann nicht der gereizte Zustand einzelner Europäischen Völker die Unterbrechung dieser Ruhe möglich machte.

Die halcyonischen Tage sind es, in welchen sich der Character der unbeschränkten Monarchie in einer überschwenglichen Fülle von Völkerglück ergießt, und die Zeiten von Saturnus Herrschaft aus der Fabel in die Wirklichkeit ruft. Solche glückliche Tage folgen aber in der Regel auf große und lange politische Stürme, in welchen sich die schädlichen Elemente im Staat nach und nach aufgerieben, und die übrigen in ein völliges Gleichgewicht gegen einander gestellt haben. Jede Kraft hat die andere kennen gelernt, und übernimmt sich nicht mehr gegen sie. Ruhe ist der erste Wunsch der Völker, und der Fürst, welcher sie nicht stört, ist der beste Fürst.

Aus solchen glücklichen Tagen muß der Vertheidiger der unbeschränkten Monarchie seine schönsten Beispiele holen, und er wird sie finden. Aber sie beweisen wenig; denn erstlich entsteht aus dieser Ruhe eine Stagnation des Volks, welche mit der Verweichlichung und Erschlaffung der Geister und der Sitten anfängt, worauf dann die bekannten Folgen nicht lange ausbleiben; und zweitens liegt das Glück jener Zeiten in allgemeinen glücklichen Zuständen des Volks, wo es gar nicht mehr darauf ankömmt, in welcher Form es regiert wird, indem die Mäßigung über das ganze Zeitalter herrscht. Der Monarch ist in denselben wahrhaft unbeschränkt, weil er in seinen Tugenden seine Beschränkung findet.

So auch giebt es hinwiederum durchaus verdorbene Zeitalter, in welchen das Leichteste und Schwerste ist, besser zu seyn, als das Zeitalter. Das Schwerste: weil die Tugend eines Einzelnen keine ganze verdorbene Mitwelt bezwingen kann, wenn sie nicht auf dem Throne geboren ist; das Leichteste: weil die Tugend, die auf dem Throne sitzt, niemand zu widerstehen vermag. Hier ist der Fürst besser, als sein ganzes Volk, darum es billig ist, daß sich niemand an seinen Thron stellen und ihm Rath ertheilen wolle. Ob es einem

solchen Fürsten gelingen kann, sein Zeitalter zu bessern, ist eine Frage; daß er aber seine Nachfolger sich nicht ähnlich machen kann, Gewißheit. Beispiele von solchen Regierungen finden sich noch mehrere in der Geschichte, als Beispiele jener Tage allgemeine Glückseligkeit. Aber diese Beispiele beweisen nichts für die Vorzüge der unumschränkten Regierungssysteme, sondern halten nur den Glauben aufrecht, daß kein Zeitalter so schlecht ist, um die Tugend unmöglich zu machen.

Endlich aber giebt es eine dritte Zeit, in welcher eine solche Masse von Aufklärung verbreitet ist, daß Laster und Verbrechen mehr für Thorheiten, Tugend und Rechtschaffenheit mehr für Verstand gelten. In solchen Zeiten kann der unumschränkte Monarch seine Gewalt nicht mißbrauchen. Er hat die Pflichten gegen sein Volk in ihrer innern Nothwendigkeit erkannt, und übt sie, weil er, um es nicht zu thun, als der größte Thor seiner Zeit erscheinen würde.

Zwischen diesen drei Stufen liegt die Weltgeschichte, und Alles, was in ihr geschieht, besteht nur in Abstufungen und Uebergängen. Diese Stufen sind sich in jeder Verfassungsform durchaus unähnlich, und die Gewalthaber in allen sind auf gleiche Weise das geworden, was sie sind. Unläugbar aber ist, daß die letzte Zeit diejenige ist, die auf dem Verstande der Zeitgenossen ruht, und darum auch eine längere Dauer verspricht, als die vorige.

In den drei Zeitaltern, die ich geschildert habe, wird es nur Menschen geben, welche die Dauer dieser Regierungs-Epochen wünschen. Seyen es aber die beglückenden Fürsten selbst, oder seyen es Unterthanen, welches Mittel können sie auffinden, um diesen Zustand für die Dauer zu begründen?

Im ersten Zeitalter liegt das Glück in dem allgemeinen Volks-Zustande; in dem zweiten einzig und allein in dem Fürsten, und im dritten in beiden. Das erste Zeitalter ist aber mehr ein Zustand von physischer Ruhe, als von geistigem Gleichgewichte, und von jenem sind keine ängstliche Sorgen für die Zukunft zu erwarten. Diese Sorglosigkeit gehört zu seinem Character.

Im zweiten Zeitalter ist es der Fürst allein, der die Sorge für die Zukunft fühlt. Der Zustand des Volks läßt nach seinem Tode das Schlimmste erwarten. Nur mit unbeschränkter Macht vermochte er, das verdorbene Geschlecht dem Guten zu nähern; es kommt also für ihn hauptsächlich darauf an, diese unumschränkte Gewalt für seinen Nachfolger zu sichern, und sich einen solchen zu wählen, der sie in seinem Geiste zu gebrauchen versteht. Er ist zu weise, um sich der Hoffnung hinzugeben, während der Regierungs-Dauer eines einzigen Sterblichen sein Volk anders zu erziehen. Eiserne Gewalt war sein Mittel, und mußte es seyn; aber mit eiserner Gewalt kann man wohl Menschen zum Guten zwingen, nicht sie für das Gute erziehen. Thron und Volk sind sich zu ungleich in Kraft und Verstand, als daß ein Vertrag zwischen beiden möglich wäre. Eine Verfassung des Staats, welche Dauer erwarten ließe, kann nicht aus diesem Zustande hervorgehen.

In dem dritten Zeitalter waltet die politische Klarheit. Die Macht der Denkungsweise desselben beherrscht vor Allen den Fürsten, weil sein Character in der Regel das Resultat seiner Zeit ist,

und weil nur wenig Einsicht dazu gehört, um den Kampf gegen den ganzen Verstand der Mitwelt zu unterlassen. Er könnte ihn nur mit Mitteln durchfechten, welche dem Zeitalter völlig fremd sind; aber die Consequenz in der Anwendung dieser Mittel ist für eine milde Denkungsart so schwierig, daß sie für dieselbe unmöglich scheint.

Der Fürst wird also zu diesem Wagestücke schwerlich Lust haben; denn wozu sich zu dem entschließen, worin sein Zeitalter bloßen Muthwillen erkennen würde? Zu dieser Klarheit des Fürsten gehört aber auch die Einsicht, daß nicht Alles immer so bleiben werde, und daß Er und seines Volkes Bildung vor Allen berufen seyen, dem gegenwärtigen Zustande Dauer zu geben. Was kann er nun für diesen Zweck thun, wenn die Verhältnisse des Staats nach Außen und seine Kraft von Innen durch eine weise und feste Verwaltung gesichert sind; was kann er anders thun, als diesen gegenwärtigen Glückszustand, der in seinen eigenen Gesinnungen und in denen seines Volks die einzigen Stützen hat, durch einen Vertrag zwischen beiden zu sichern, in welchem sie einander versprechen, in ihren gegenseitigen Gesinnungen für immer zu verharren, und so weit sie es vermögen, auch die Nachkommen zu zwingen, nicht von demselbigen zu weichen?

Dieser Vertrag kann kein anderer seyn, als der einer gegenseitigen Beschränkung der Willkühr. Diese Beschränkung ist für den Fürsten gegen das Volk schon dadurch gestellt, daß er die ausübende Gewalt in den Händen behält; von Seiten des Volks gegen den Fürsten aber muß sie darin bestehen, daß dasselbe durch seine Repräsentanten über die Mäßigung wacht, womit er die ausübende Gewalt anwendet, das heißt: regiert.

In diesem Zeitalter müssen aus den unbeschränktesten Monarchien Verfassungen hervorgehen. Dieses Zeitalter aber ist das unsrige, und darum haben die Fürsten dieselben sogar früher ausgesprochen, als die Völker sie daran erinnerten. Und nur darum, weil wir in diesem Zeitalter leben, kann ein Einzelner, wie Sie, Entschuldigung finden, wenn er eine ständische Verfassung für überflüssig achtet. Der Character des Regenten ist seine Vertheidigung, und gern glaubt man, daß er ihn für unsterblich hält, weil er ihn liebt.

Betrachten wir nun die beschränkte Monarchie, so sind die Gefahren, welche in derselben für den Thron entstehen können, zwiefach.

Entweder die Beschränkung in dem Character des Fürsten lästig. Er setzt sich daher über dieselbe weg, und der Erfolg ist glücklich oder unglücklich für ihn.

Im ersten Falle wird seine Souverainität unbeschränkt; im zweiten geht er persönlich unter, oder die, ihm vom Volke abgekämpfte Verfassung macht ihn zu einem bloßen Schattenkönig, oder die monarchische Staatsform wird ganz aufgehoben, oder aber die Sachen bleiben wie zuvor.

Die zweite Gefahr ist, daß die bisherige Beschränkung dem Volke nicht mehr genügt, und daß es den Fürsten entweder noch mehr beschränken, oder die monarchische Verfassung ganz aufheben will.

Auch hier sind die Folgen dieselben, wie bei der ersten Gefahr, und der ganze und große Unterschied besteht nur darin, daß der Fürst im ersten Falle das Gesetz gegen sich, und im letzten für sich hat.

Das Gesetz aber ist die Basis, auf welcher alle menschliche Zustände allein mit Sicherheit ruhen. Bloße Gewohnheit, Herkommen, erzwungener oder erzwungener Gehorsam unterliegen am Ende der Zeit, und kein Thron stehet fest, welcher keine gesetzliche Begründung hat. Diese gesetzliche Begründung kann zwischen Fürsten und Volk nicht anders gedacht werden, als in einem Vertrage, den beide mit einander über ihre gegenseitigen Pflichten und Verbindlichkeiten abschließen, und der nur um so fester und heiliger wird, wenn der Fürst selbst den ersten Schritt dazu gethan hat. Dieser Vertrag heißt Verfassung. Fürst und Volk verbürgen sich einander gegenseitig durch ihre Schwüre, und so lange die Verfassung besteht, ist der Thron sicher.

In dem Wesen dieses Vertrags liegt vor allen Dingen, daß er nicht einseitig aufgehoben werden kann. Wo es daher die Gewalt thut, dauert der gesetzliche Anspruch dennoch fort. Der Regent oder seine Familie können ihr Recht zu jeder Zeit wieder ansprechen, und die Reue der Völker, oder eine glückliche Gelegenheit, richtet das niedergestürzte Fürstenhaus wieder auf. Diese Gesetzlichkeit ist die Legitimität unserer Zeit, welche sich an den Bourbonen bewährt, die früher die Stuarts zum zweitenmale auf den britischen Thron gehoben hat, und die sie vielleicht noch einmal auf denselben erheben würde, wenn der Stamm nicht ausgestorben wäre.

Von dieser Legitimität weiß man nichts in despotischen Staaten, denn hier ist die Gewalt das Gesetz. Nur ein despotischer Staat, den ich kenne, hat für seine herrschende Familie eine gleichmächtige Basis ihrer Ansprüche an den Thron, und dies ist der türkische, wo die Abstammung von dem Propheten das regierende Haus in der Religion des Volks befestiget hat. Darum ist aber auch die Krone des Einzelnen um so unsicherer, weil es doch ein Mittel geben muß, den Regenten-Willen unschädlich zu machen. Kaiser um Kaiser können daher in Konstantinopel fallen, aber das Regentenhaus bleibt immer dasselbe, und der Nachfolger des verhaßtesten Fürsten wird, ohne Gefahr für dessen Mörder, in seinem eigenen Hause gesucht.

Wir räumen die Vordersätze alle ein, wenn es über S. 29. heißt:

„Was kann er, der Monarch, anders thun, als diesen gegenwärtigen Glückszustand zu fixiren ꝛc.“

woraus dann Constitutionen und Repräsentationen gefolgert werden, so finden wir diese Folgerung gänzlich unrichtig und irrig. Wenn Herr Rehfues das Staatsglück auf die verständigen Gesinnungen des Fürsten und des Volks mit Recht gebaut hat, da solches in ihnen die einzige wahre Bürgschaft findet, wie kommt er denn auf die unbrauchbare Idee, diese Gesinnungen als nothwendige Bürgen aller Staatsverfassungen, in den künftigen Generationen, durch Contracte und

Documente der gegenwärtigen hervorzaubern zu wollen? Bleiben die Gesinnungen künftiger Generationen gut, so bedarf es ja der Contracte nicht, sie würden nur Mißtrauen erregen, würden sie schlecht im Fürsten, so würde er entweder, trotz alles Contracts seines Vorgängers, ein Despot, oder vernichtet werden; würden sie schlecht im Volke, so entstünde Anarchie durch Revolution.

Wenn Herr Rehfues das geschilderte verständige Zeitalter das unsrige nennt, worin wir nicht ganz mit ihm einig sind, und behauptet: unsern guten Fürsten sey es beschieden, ihren guten Völkern Verfassungen zu geben, um die Zukunft zu sichern, so ist dies ein frommer Wunsch, und so wenig wie Ludwig des 14ten Testament 2 Tage nach seinem Tode etwas mehr wie beschriebenes Pergament war, so wenig sind es alle geschriebene Constitutionen, wenn die Persönlichkeit der Fürsten und Völker, welche sie halten sollen, ihnen nicht die Bürgschaft geben.

Ueberdies setzt Contract zwei Partheien, diese eine höhere richtende Macht voraus, wohin setzt solche Herr Rehfues, wenn er die Fürsten zur Parthei macht?

Wir haben sehr oft gesagt, und wiederholen es hier:

Es kann in Preußen nur eine berathende Provinzialständschaft, welche der Staatsdienerschaft gegenüber tritt, und mit ihr über ideale Staatsentwickelung und reale Interessen debattirt, Statt finden, über die der König in höchster Potenz als Souverain steht.

So ist auch der Sinn der Verordnung vom 22sten Mai 1815.

Ueber das Zunftwesen. Beherzigung für die Wiederherstellung der Zünfte. Bonn 1818, bei A. Marcus.

Der sachkundige Verfasser soll der Regierungs Rath Rehfues in Cöln seyn; wer es auch seyn mag, er sprach ein wahres Wort und traf den Nagel auf den Kopf.

Die unheilbringende, allen Gewerbsfleiß tödtende, Liederlichkeit und Unsittlichkeit aufs Höchste treibende, von Adam Smith zuerst, und von so vielen erbärmlichen Nachbetern, leider, zuerst in Frankreich, dann bei uns nachahmend, verkündete, unbeschränkte Gewerbefreiheit, wird hier mit der Fackel der Erfahrung hell, ja in den Augen brennend, beleuchtet, die alte Zunftverfassung, mit Wegräumung alles Mißbrauchs und Unraths zurückgewünscht, und gezeigt: welche Gewerbe zweckmäßig fabrikenartig, welche nicht, getrieben würden.

Rückerinnerungen an die Jahre 1813 und 1814, oder Berichtigungen verschiedener Ansichten und Urtheile, die Schlacht von Hanau u. s. w. u. s. w. betreffend, als Anhang zu des Oberstlieutenants von Plotho Werk; „der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813

und 1814"; von E. Frhrn. v. Völderndorff und Waradein. München 1818, bei J. Lindauer.

Der Marschall Fürst Wrede ist zu oft wegen der verfehlten Schlacht von Hanau angegriffen worden, als daß es nicht interessant seyn sollte, seine Vertheidigung zu hören. Diese findet der Leser hier, so wie die Darstellung des Antheils, den der Fürst an der Schlacht von Bar für Ruhe hatte, die allerdings von großer Wichtigkeit war.

In Rücksicht des ersten Punkts ergiebt sich, daß der Feldherr befehligt worden, den fliehenden Feind auf der großen Straße nach Frankfurt anzugreifen, und daß aus Mangel an Zeit er nicht weiter auf dieser Straße wie bis Hanau kommen konnte, und ihm zugleich die unrichtige Nachricht gegeben worden war, die siegende Hauptarmee folge der fliehenden französischen auf dem Fuße. Fürst Wrede wollte dagegen über den Rhein gehen, und den Feind von Mainz abschneiden, hier diese Festung überrumpeln, mindestens die Schiffbrücke zerstören.

Geist der Zeit, 4ter Band. Berlin 1818, bei Reimer.

Der vielberedte Arndt nimmt einmal wieder das Wort, und theilt seine zeitgeistigen Aussprüche in folgende Abschnitte ein: Vorwärts und Rückwärts. — Deutschland. — Verfassung und Preßfreiheit. — Orden — geheime Gesellschaften. — Die deutsche Wehrmannschaft. — Ueber deutsche Art und über das Welschthum bei uns. — Das Turnwesen. — Unsere Sprache. — Ein Wort über das jetzige deutsche Gelehrtenwesen. — Denkmäler, Feste, Spiele. — Vom Mystieismus. — Das Alter und die Jugend. — Schluß. —

Was von dem eigentlichen Zeitgeist zu halten, spricht Arndt ganz treffend aus S. 167.

„Also das steht fest: Herrschen will ein jeder von uns. (S. 161.) Es ist aller Menschen Art oder Unart, daß sie an sich reißen und herrschen wollen."

S. 162 wird daher, um diesem Einzelnherrschen ein Ziel zu setzen, gesagt:

„Deshalb müssen wir Richter, Vorrichter, Nachrichter, Ueberrichter, Einrichter, Ausrichter, Aufrichter, Päpste, Erzbischöfe, Polizeiminister, Finanzminister, Priester und Professoren, und viele andere nothwendige Uebel erdulden. Und auch kein König und Fürst kann es übel nehmen, wenn ich sage, daß er ein nothwendiges Uebel ist."

Damit nun diese verschiedenen Arten von Richtern das Entgegenherrschen nicht übertreiben, soll eine magna charta (ein Bogen Papier) die Büraschaft verleihen. Hier werfe ich nur die bescheidene Frage auf: Ob eine Gesellschaft, die redlich einen Zweck erreichen will, nicht einer Leitung, Führung, Regierung, eines Centralpunkts, Sammelpunkts, Einheitspunkts — Fürst — bedarf? Und ob dieser dann ein nothwendiges Uebel sey? Könnte man den

Regierer des Weltalls nicht auch mit eben so vielem Rechte ein nothwendiges Uebel nennen?

Im Capitel: Vorwärts und Rückwärts, ist es nicht ganz klar ausgesprochen, was Arndt eigentlich will. — Vielleicht Vorwärts, um Rückwärts ins Mittelalter zu kommen, das er in der Vorrede preist, indem er sagt:

„Darum, daß du einen Trost des Unmuths habest und für dein flüchtiges Daseyn etwas Würdiges schaffest, wähle dir die große Vergangenheit unsers Mittelalters."

Wenn es in dieser Vorrede von der Gegenwart heißt:

„Es ist unziemlich, in allgemeiner Noth und Verwirrung der Einzigruhige zu seyn."

So steht doch S. 9:

„Und soll ich es rein aussprechen, so halte ich das Jahr 1813 viel herrlicher und glücklicher, als das Jahr 1618, 1718, 1760, 1770, 1789, 1790."

Von dem Zeitraume 1788 heißt es S. 8:

„Damals waren die Deutschen zufrieden, reich, wollüstig und faul. Wenn ich jene Zeit, ihren Zustand und ihre Gesinnungen lobte, würde ich eine Faulheit und Elendigkeit loben, welche in den letzten 20 fürchterlichen Jahren Gottlob mit dem eisernen Besen des Kriegs und des Unglücks weggefegt sind."

Da wäre also Napoleon doch zu verehren und die herrliche französische Revolution.

Ferner werden diejenigen, S. 9. Hasen, Schlangen, Füchse und Schöpse (wie kommen denn die zusammen? genannt, welche sagen, jene Zeit sey die gute alte Zeit weil sie so das Schlechteste, Faulste loben, Rückschreiter, Rückschleicher und Rückmäuser (ein neues volksthümliches Wort) wären.

Was müssen das nicht für Wichte seyn, welche damals die Zeit ausfüllten: Friedrich, Joseph, Cyatam, Herder, Göthe, Schiller, Klopstock ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.?

Dagegen heißt es S. 11:

„Unter den Sachsenkaisern, Saliern, Hohenstaufen war das Reich herrlich, gewaltig und strahlend von Macht und Ruhm.

„Doch herrschten die Sachsenkaiser ꝛc. gewaltig über Volk und Fürsten."

Aber mein Gott, dann waren sie ja Despoten, wie kann unter ihnen ein Reich herrlich seyn?

S. 62 wird an die Stelle des alten Heiligthums von Kaiser und Reich die unsichtbare und heilige Idee von Volk, Vaterland, Deutschheit gesetzt.

Bei solchen schönen Gesinnungen ist es Pflicht, die heiligen Flammen zu schüren.

Sehr wohl! Wenn Herr Arndt nur nicht früher die Herrschsucht in jedes Menschen Herz gesetzt hätte, welche den Freiheitsdrang hervortreibt.

In dem Capitel: Verfassung und Preßfreiheit, wird der Polizei auf eine höchst anzügliche Art der Prozeß gemacht, und doch wird wieder S. 196 gesagt: In großen Städten müsse die Polizei Platz finden, so wie im Kriege die gehemmte, wo sie das Gaunergesindel der

Welt als Schergen um sich versammeln möge; damit würde sie nicht viel ausrichten, und was wird Arndt's Freund v. Gruner dazu sagen? Hatte denn der 1812 und 1813. 1815 auch nur Gaunergesindel um sich?

Wenn aber nach so vielem ausgesprochenen Schimpf der Polizei sie doch nöthig seyn soll in großen Städten, gleichsam als wären es Inseln in Städten, und auf dem Lande vor den Thoren ein Asyl für Verbrecher, warum setzen Sie denn, Herr Professor Arndt, dies Staats-Institut vor Ihren Lesern, besonders der Jugend, so sehr herab? Nehmen ihr allen Credit, Achtung und Glauben? Nicht Spitzbuben und Gauner dürfen Polizei verwalten, die Sie selbst für nöthig halten, sondern rechtliche Männer; werden die sich dazu hergeben, wenn sie mit Koth beworfen werden?

Ueber Mangel an Pressfreiheit klagt Herr Arndt, und sein Buch ist doch in Berlin, in der Residenz gedruckt. Die That widerspricht der Rede.

Im Ganzen ist Wahres und Falsches, Treffliches und Unsinniges, Spruch und Widerspruch unter einem wundervollen Wortschwall chaotisch unter einander gemengt.

Zu dem Gelungenen und sehr zu Beherzigenden ist das ganze Capitel: Ueber deutsche Art, zu rechnen, und der Jugend zu empfehlen, die in Knebelbärthen, Sammtmützen ꝛc. die Deutschheit sucht.

Aber, redseliger Arndt, merken Sie denn nicht, daß eben ihre Leute und sonstigen feurigen Teutonen jetzt schon wieder französische Zeichen tragen? Wie stumm sind alle Oppositionszeitungen gegen den Andrang französischer Gesetzgebung? gegen die Klage über Napoleons harte Gefangenschaft, gegen die geschilderte Nothwendigkeit der Auflösung der Occupationsarmee?

Deshalb, weil Sie in diesem Capitel mit Recht gegen das Französische eifern, daraus erkennen wir in Ihnen noch den redlichen Deutschen.

Vom Turnwesen wird allerlei geredet, das wir schon kennen, wenn man es einer Parthei vorwirft, sie übertreibe die Jacobinerriecherei, so gilt dies auch der Opposition, welche allenthalben Finsterlinge wittert. Niemand hat das Turnwesen angegriffen, sondern nur seine Uebertreibung, die sich durch Rohheit anmeldet.

Eben so lehrreich ist das Capitel über die deutsche Sprache. Z. B.

„Der Deutsche rühmt sich vorzüglich der deutschen Philosophie, vielleicht nicht mit Unrecht; aber diese Philosophie hat die Sprache oft auf das übermüthigste gebraucht und gemißbraucht, sie ist häufig eine wahre Sprachverderberin, Sprachverwirrerin und Wörtersezerin gewesen, und hat manchen Wörtern für immer den Nerv ausgeschnitten, auch so willkührlichen und zum Theil verkehrten Gebrauch eingeführt, daß sie das Schwankende, Unbestimmte, Lichtlose und Farblose, kurz, das Gespenstische, was uns aus so vielen teutschen Büchern anweht, immer noch hat vermehren geholfen. So viel ist einmal gewiß, daß die Wissenschaft und Philosophie ihrer Natur nach feine Schröterinnen und Beutlerinnen sind, welche die groben und schweren Körner der Sprache zermalmen und als das feinste Sicht- und Beutel-

mehl auslaufen lassen. Wenn diese sich nun selbst die Gemeinschaft mit dem Volke abschneiden, welches, wenn der alte Vorrath vermalen und zerrieben ist, die groben und schweren Körner eben immer neu liefern muß, so muß die Sprache ja wohl endlich in eitel zermalmtes Gries verwandelt werden.

Auf einem solchen Wege waren wir und sind wir zum Theil noch. Uns ist begegnet, was allen Völkern auf gewissen Bildungsstufen nothwendig begegnen muß. Wenn nicht in dem Volke selbst ein gewisser Sinn der Einfalt und Großheit sich erhebt und den zu sehr verfeinten Stoff in sich schluckt und gröbern und tüchtigern aus seinem unerschöpflichen Vorrathe wieder herausgiebt, so verschwinden bei aller der feinen Spaltung und Reibung und Glättung und Verzierung der Wörter und Perioden, bei aller Zierlichkeit und Feinheit, der man sich mehr und mehr befleißigt, endlich die unschuldigen und frischen Geister, die sonst in der Sprache lebten, die unmittelbaren großen u. kühnen Gedankenträger, die man mit dem Klange der Worte sonst noch faßte; die Sprache wird ein kalter, matter Zierling und Schwächling, und ist auf ewig todt für alle stolzen und freien Schwünge und Flüge, womit sie sich in ihrer Jugend fortschnellte. Werden wir zu einer solchen Gränze gelangen, welche zugleich das Nichtweiter des teutschen Lebens und Strebens wäre? Ich hoffe es nicht. Mir kömmt vor, als sey auch der Sprache die Morgendämmerung einer schönern Zeit aufgegangen. Sie kann mit dem Volke nur auf dem politischen Wege zu ihrer alten Kraft, Fülle und Einfalt wiedergenesen. Der Krätze ist sie freilich lange los gewesen, höchstens sitzt die und da eine einzelne Spur davon an ihr; aber die verlorne alte Frische, Freudigkeit und Einfalt hat sie noch nicht wieder erlangt. Wenn die Teutschen erlangen, was wir von Gott hoffen, daß sie es erlangen werden, wenn sie ein öffentliches Leben erlangen, das die meisten Polizeistuben und Schreibstuben zuschließt, und die Beamten und Gelehrten aus halben Scheinwesen, wo man oft zweifeln konnte, ob sie auch in irdischen Leibern steckten, in Männer der That und der Rede verwandelt; wenn wir ein öffentliches Leben erlangen, wozu alle Classen des Volks in ihrem Kreise mit gehören, wo das unmittelbare Wort regiert für die todte Schreibfeder; wenn jemals die Zeit wiederkömmt, wo es Volksreuden, Volksjubel und Volksfeste giebt, wo alle Stände, alle Classen sich zusammenleben und zusammenlieben, dann ist ein neuer Tag für die theure Muttersprache aufgegangen, dann wird wie aus einem unsichtbaren Zauber mancher Ton und mancher Laut, manches herrliche Bild und manche todte Idee, die mit ihren Hüllen, ihren Worten jetzt tief vergraben liegen, wieder an das Licht des Lebens hervorgrünen und hervorblühen. Denn ich sage es zum dritten und vierten Male: je frischer das Volk strebet und blühet, desto frischer strebet und blühet auch die Sprache. Den Trost haben wir wenigstens immer, einen gewaltigen Trost für unser Daseyn und für unsere geistige Bildung, daß die Wurzeln unserer Sprache bei uns selbst liegen und durch die lebendige Fluth, die in glücklichen Zeiten aus dem ganzen Volke hervorbraust, begossen und erfrischt und zum Triebe neuer Blätter und Blüthen gereizt und gelockt werden. Und welch ein Reichthum und welche Mannichfaltigkeit und Ver-

schiedenheit der Töne, Farben, Schatten und Lichter nach dem Sinn und Gemüthe eines jeden verschiedenen teutschen Volksstammes; und das von den Alpen bis zu den Küsten Norwegens und Islands hinab. Denn auch da giebt es Wurzeln, die für uns in dem alten Germanien am Rhein und an der Elbe einmal grünen und Sprossen und Blüthen treiben können."

Auszüge aus dem interessanten Werke: Reise durch Italien und Sicilien, von A. W. Kephalides. Leipzig 1818, bei Gerhard Fleischer dem Jüng.

Venedig.

Man möchte in Italien eintreten, wo man wollte, nirgends würde Auge und Phantasie durch neue Eindrücke und alte Erinnerungen so mächtig ergriffen werden, als hier in dieser außerordentlichen Stadt. Sie gleicht, im Profil gesehen, einem unermeßlichen Linienschiff mit zahllosen Masten, durch die Straßen ergießen sich die grünlich blauen Fluthen, und bisweilen schlägt die brandende Woge in die Thore der schönen Paläste hinein. Ueberdies tritt uns hier der reine italiänische Volkscharacter mit der ganzen Kraft seiner Eigenthümlichkeit entgegen, trotz dem politischen Tode des unglücklichen Staates, unbesieghares Leben in seinen Einwohnern: die Matrosen, Mäkler, Fischer, Verkäufer, Bettler toben auf der Riva der Sclavonier ärger, als die daneben brausenden Wellen des Meeres. Dazu kommt die Erinnerung an die Kraft vergangener glorwürdiger Jahrhunderte, derer keine Republik der Welt mehr gezählt hat, als diese. Ueberzeugen uns hiervon noch nicht die ehernen Paläste des heiligen Markus, die Prokuratien, Wunder der Baukunst, die Paläste, worin die Dandoli, Girmani, Badonni, Michieli und alle die uralten Stützen der Republik wohnten, so werden es die ungeheuren ins Meer geworfenen Dämme, die bald meilenweit von der Stadt die Wuth des Elements abwehren, bald die einzelnen Inseln der Stadt mit einem unverwüstlichen Saume einschließen. Welche unermeßliche Kraftäußerung kostete es, auf den mürben Lagunen, die überall das verderbliche Meer umwogt, einen sichern Fußtritt zu bereiten!

Der Größe wegen darf Niemand den St. Markusplatz *) bewundern; denn die alten Republikaner waren auf jedes Plätzchen der Freiheit geizig, und drängten sich auf ihre Insel so eng zusammen, daß es nicht viel übertrieben seyn wird, wenn man behauptete, man könne mit ausgereckten Armen die meisten Straßen der Breite nach überspannen. Der prachtvolle Platz ist so reinlich und zierlich, daß ihn jetzt weder Roß noch Wagen betritt, daß er einem großen Saale gleicht: und es ist keine Frage, daß er noch gewinnen würde, wenn der Markusthurm nicht stünde, wo er steht.

---

*) Napoleon hat eine von Sansovin erbaute Kirche, der des heiligen Marcus gegenüber, niederreißen, und dafür den Palazzo reale, der die alten und neuen Procuratien verbindet, erbauen lassen.

Noch viel schöner und an herrlichen Gebäuden nicht ärmer ist die mit dem Markusplatz im rechten Winkel liegende Piazzetta wegen des göttlichen Blicks aufs Meer, zahllose Masten und die Insel St. Giorgio Maggiore; aber nichts in der Welt gleicht der eigenthümlichen Aussicht von der Höhe des St. Markusthurms über die meerumflossene Stadt und die vielen Inseln. Unbesiegbar schwimmt die Republik im unterjochten Meere, dem Drange der Wogen zum Trotz.

Auf den beiden Plätzen könnte man unablässig umherirren, und würde am Tage an der unruhigen Menge, des Nachts an der wundervollen Beleuchtung, Augen und Ohren nie sättigen können, wenn auch freilich der Anblick vier kaiserlicher Kanonen auf der Piazzetta, die in jedem Augenblicke bereit sind, das herrschende Venedig (die Stadt hieß Venezia la dominante), falls es etwa unruhige Träume haben sollte, sogleich auf andere Gedanken zu bringen, und in den politischen Schlaf wieder einzulullen, mit unserm Gefühl einigermaßen streitet.

Obgleich der St. Markuspalast aufgehört hat, der Mittelpunkt der Republik zu seyn, so ist er es dem ungeachtet noch des städtischen Lebens und Getümmels. Am Eingange findet man Leute, die für eine Kleinigkeit bereit sind, Briefe in allen Verhältnissen zu schreiben. Kaum waren wir eingetreten, als auch sogleich ein zerlumpter, hungriger Cicerone, das Bild des Elendes und seines jetzigen Vaterlandes, ohne unsere Aufforderung abzuwarten, aufsprang, seinen Mantel, der die glanzvollen Zeiten Venedigs zu kennen schien, stolz über die linke Achsel warf, nach norditalianischer Sitte, und sich mit unendlicher Behendigkeit über die königliche Treppe hinaufschob, um uns in die Säle zu bringen, welche einst die Seele der Republik eingeschlossen. Der arme Teufel war Thürsteher des letzten Doge gewesen, und der Sturz des vierzehnhundertjährigen Staates hatte auch auf ihn seinen traurigen Einfluß geübt. Er führte uns in den großen Versammlungssaal, schwang sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf den erhabensten Sitz und rief: „Hier saß der Doge.“ Straßenbuben nahmen die Sitze der Nobili ein.

Die Riva der Sclavonier gewährt ein nie versiegendes Interesse. An Lebendigkeit übertrifft sie nur der Toledo in Neapel, so wie dieser von jener an Schönheit der Aussicht übertroffen wird. In Neapel war das Meer gleichsam nur auf der Straße, hier aber neben und auf derselben: schreiende, ächzende, erinnernde Bettler, brüllende Kleinhändler, Obstverkäufer, Marroseu, Fischer und Köche erheben einen Lärmen, daß die Mauern Jericho's einstürzen könnten. An einer Ecke stand ein Kerl, einen Quadratschuh elender Leinwand mit großem Geschrei zum Verkauf ausbietend, den ganzen Tag im schneidendsten Nordwinde; ein anderer lief wie besessen durch ganz Venedig brüllend mit einer Hand voll Kürbißkerne in einem großen Korbe; das ganze Waarenlager hätte man um einige Kreuzer verkauft; er aber trug es unermüdlich in der ganzen Republik umher, in welcher andere Kaufleute die Gläubiger der Könige und Kaiser

Europas waren. Um solcher individuellen Züge und der Vereinigung der unbedeutendsten Gegensätze willen verdienen aber große Städte überhaupt ein sorgfältiges Studium, vor allen aber die italiänischen, denn außer dem, daß diese Nation vielleicht die reichste an sichern Shakespearcha ostern ist so treibt sie noch das milde Klima aus den Häusern, so daß es fast keine menschliche und bürgerliche Handlung und Beschäftigung giebt, die die Italiäner nicht unter freiem Himmel verrichten und treiben, und man hat nicht nöthig, die Eigenthümlichkeit zwischen den Wänden zu suchen, sie liegen, so zu sagen, auf freier Straße. Daher machen alle Residenzen in Europa zusammen genommen nicht den Lärm, den der Corso in Neapel jeden schönen Tag ertönen lässet; und auf einem venezianischen Fischmarkte scheint beinahe eine Rebellion zu wüthen. Doch liegen fast alle italiänischen Städte, was Verkehr und Handel anbetrifft, in den letzten Zügen; ihre Einwohnerzahl ist oft nur die Hälfte oder ein Drittheil der ehemaligen; kaum kann man sich eine rechte Idee machen, was sie in der guten Zeit waren.

Noch ehe wir nach San Benedetto übersetzten, waren wir Zeuge eines Vorfalls, der uns die declamatorische Beredsamkeit der Italiäner und zugleich ihre natürliche Gutmüthigkeit bewies. Ein Frachtführer hatte sich zur Hülfe für seine Maulthiere vom jenseitigen Ufer einige Ochsen mitgebracht, welche den sehr schweren Wagen über die kleine Anhöhe des Poufers hinauf ziehen helfen sollten. Da jedoch am rechten Ufer des Stromes die Rindviehseuche wüthete, so bewachten bewaffnete Bauern das linke, und erlaubten, trotz der beredten Bitten des Frachtführers und vieler Umstehenden, obgleich weit und breit kein Haus, geschweige ein Dorf zu sehen war, dennoch, ihrer Ordre getreu, nicht, daß die Ochsen die Fähre verlassen und den Wagen die wenigen Schritte über das Ufer hinauf ziehen durften. In dieser Noth stämmten sich sogleich eine Menge Leute hinter den Frachtwagen, und versuchten so die Maulthiere unterstützend, den Wagen hinauf zu bringen. Allein die überwiegende Kraft des zweirädrigen Karrns schlug die Maulthiere zu Boden, und der arme Führer, der sie todt oder verstümmelt glaubte, warf sich in Verzweiflung zur Erde, riß sich die Haare aus und schrie in den ergreifendsten Ausdrücken Rache über die Urheber seines Unglücks Die braven Leute indessen, welche sich an den Wagen gestämmt hatten, hoben eben so geschwind den Karrn auf, und zogen mit der größten Behutsamkeit und Thätigkeit die unbeschädigten Thiere hervor, ohne daß ihr trostloser Führer einen Finger auszustrecken brauchte, holten dann aus dem nächsten Dorfe des diesseitigen Ufers Ochsen, und brachten den Karrn über die Anhöhe.

Den Mittag brachten wir in Novi di Modena bei einem ehrlichen guten Wirthe und seiner sehr schönen Tochter am friedlichen Kaminfeuer höchst vergnügt zu. Das Mädchen war sittsam und unbefangen, und erkundigte sich in wohlklingendem Italiänisch, wie denn die Leute „in unseren Parti" aussähen, und that tausend naive Fragen über unsere Frauenzimmer, die man einer armen Gastwirthstochter nicht zugetraut hätte.

In Carpi trafen wir mit einem modeneser Studenten am Kamin zusammen, der, als er hörte, daß wir Preußen seien, uns eilig frug, ob unser König denn ein Christ und an Gott und die heilige Jungfrau glaube. Dieser gute unbefangene Junge hatte einen starken, alten Bauer bei sich, den er bei allem, was er erzählte, immer zum Zeugen aufrief, und mit dem er sich auch endlich brüderlich in ein Bette legte.

Tags darauf erreichten wir bei Zeiten, nachdem wir über die Secchia gesetzt hatten, das schöne Modena. Wir erinnern uns kaum, eine so freundliche und reine Stadt, etwa Turin ausgenommen, in ganz Italien gesehen zu haben; seine Kunstschätze sind jetzt unbedeutend, und den geraubten Wassereimer, den Tassoni verherrlicht hat, haben wir, zu unserm Verdruß, gleichfalls nicht gesehen. Mit einem sehr lustigen Vetturino, der uns versicherte, daß das Kind auf italiänisch piccolo, auf toskanisch bambino, auf römisch aber angelino hieße, erreichten wir endlich zu unserer größten Freude die Grenze des Kirchenstaats; bald darauf auch Bologna. Der Apennin wurde immer noch nicht sichtbar.

Tolentino liegt am Eingange in die Apenninen, und ist ein ziemlich elendes Nest. Der Apennin selbst ist übrigens eins der langweiligsten und heillosesten Gebirge, die wir jemals passirt haben. Weder durch kühne Form, noch erschütternde Wildheit, noch durch kolossale Höhe imponirt diese öde, leere Bergkette, und hält doch boshaft den eilenden Wanderer auf. Die herrlichen Gegenden bei Osimo, Loretto und Maicrata gehören eben so wenig, wie die romantischen Oelthäler der Neva dem eigentlichen Apennin an. Dieser hat durchaus ein elendes, räuberisches Ansehn; hin und wieder ein aus zusammengeworfenen Steinen bestehendes Dorf, das einer Zigeunerhöhle eher, als christlichen Wohnungen ähnlich sieht; darin ein gelbes, verhungertes Völkchen, das eben nicht im Stande ist, diese Vermuthung zu widerlegen. Oft sind die Höhen ganz ohne Bäume, oft wachsen sie nur so spärlich, wie das Haar auf dem formlosen Kopfe des buckligen Thersites; und doch waren wir in diesem Schneemeere, in welches unsere vier guten Maulthiere, besonders bei Colfiorito, zu deutsch Blumenbüht, bis an den Bauch einsanken, trotz der ziemlichen Beihülfe zweier Ochsen, nicht weiter, als täglich etwa zwanzig Meilen zu waten im Stande.

Das römische Carneval.

Die ersten Tage nach unserer Ankunft in Rom waren die letzten und also die glänzendsten gerade des Carnevals.

Der Leser darf nicht fürchten, hier mit einer ausführlichen Beschreibung des Carnevals belästigt zu werden, da die Göthische jede andere überflüssig macht; es wird indessen erlaubt seyn, noch einige andere Züge dieses Festes, oder kleine Veränderungen, die es erfahren, kürzlich darzustellen.

Vor Allem scheint das Betragen der päbstlichen Garde hierbei des größten Lobes würdig, und musterhaft für alle diejenigen zu seyn, die an andern Orten bei ähnlichen Gelegenheiten zu Aufrechthaltung der guten Ordnung bestellt sind, deren drückende Nähe aber, weit entfernt, die öffentliche Freude durch Ordnung zu unterstützen, dieser vielmehr unbarmherzig den Hals zuschnürt. Ganz anders in Rom. Ein Meer ausgelassener Zuschauer, zügelloser Masken und vollgepfropfter Kutschen wogt unaufhaltsam der Corso auf und nieder, unbesorgt um Polizei und Soldaten. Gutmüthige Kriegsknechte Sr. Heiligkeit besetzen die Mündungen der in den Corso einfallenden Straßen; doch nie verwehren sie ungefällig jemandem den Aus- oder Eintritt. Dragoner reiten zwar mit gezückter Harpune im Getümmel auf und nieder, stören aber durch nichts die harmlose Freude des Volks, sondern wenn sie vielleicht einmal auf den Strand gerathen, rufen sie blos aus höflichste: „Platz, ihr Herren! Seht euch vor!“ *) und macht man ihnen auch nicht Platz, so warten sie geduldig, bis etwa eine Menge Pulcinelle ihre Rollen mit dürren Magistern, Abbatinis oder flinken Gärtnermädchen ausgespielt haben, oder der Haufe einen Volksredner verläßt, und ihnen erlaubt, sich wieder flott zu machen. Eben so viel Achtung für die öffentliche Freude zeigen die Vornehmern, die, wenn auch zum Theil selbst maskirt, doch mehr als Zuschauer an den Seiten des Corso auf- und niederfahren. Ihre Kutscher bitten aufs höflichste um einigen Raum, der ihnen dennoch oft lange verweigert wird, so daß sie genöthigt sind, ganze Stunden auf einem Flecke halten zu müssen. Aus der Mitte der beiden Wagenreihen aber verdrängt jetzt nicht mehr, wie sonst, das Volk der Senatore oder ein Herzog von Albanien; wenigstens zogen König Karl IV. von Spanien, und alle die hohen Häupter, die in Rom eine Freystätte gefunden haben, ganz geduldig der übrigen Colonne nach.

Anderer Seits aber ist auch das römische Volk einer solchen Schonung nicht unwürdig. Höchstens der Pulcinell erlaubt sich etwa eine Unanständigkeit; niemals spürt man etwas von Diebereien oder ähnlichen Unfug, trotz des ungeheuren Gedränges. Man könnte wohl glauben, daß der drohende Wippgalgen (die Corda) die einzige Triebfeder dieser guten Aufführung sey, und in der That, vielleicht könnte auch der leicht entzündliche, ans Ammaziren so sehr gewöhnte Italiäner irgend eine ernste Demonstration nicht wohl entbehren; allein seit langen Jahren hat man von diesem furchtbaren Instrumente **) gar keinen Gebrauch gemacht; und wenn es ehedem wirklich gebraucht wurde, so geschahe es eben um die heilige Unverletzlichkeit der Masken, die sich ungestraft Alles erlauben dürfen,

*) Luogo Signori! badino pure.

**) Man bindet den Delinquenten die Hände auf dem Rücken zusammen, zieht sie an denselben etwa zwanzig Ellen langsam empor, läßt sie dann schnell herabfallen, hält sie aber, ehe sie den Boden berühren, an, so daß die Arme sogleich aus den Achselpfannen gerissen werden und verkehrt zu stehen kommen. Diese Operation nimmt man oft dreimal an einem Menschen vor, der sich während

erstreckt zu erhalten, denn auf diese Maskenfreiheit ist das römische Volk so eifersüchtig, wie die Quiriten kaum auf ihre politischen, und wir sahen es selbst mit an, wie ein Vetturino, der einer Maske einen Schlag ins Gesicht gegeben hatte, wahrscheinlich, weil ihm gar zu arg mitgespielt worden war, sich nur mit Mühe, durch Hülfe der herbeieilenden Wache, von den gröbsten Mißhandlungen des wüthendsten Haufens retten konnte. Alles ist zu dem gemeinschaftlichen Zweck, sich aus Herzenslust zu vergnügen, versammelt; und da jeder weiß, daß niemand etwas andres sucht, als Scherz und Unterhaltung, so erträgt man Alles mit unglaublicher Geduld und Gelassenheit, läßt sich oft unsanft hin und herstoßen, und von den Masken nach Belieben foppen und verhöhnen, und es ist nichts Angenehmeres zu sehen, als die gutmüthige Duldung, mit der dort Einer unbarmherzige Schläge, hier ein Anderer einen Hagel von Gypsconfekt erträgt, selbst wenn ihn auch nicht einmal schöne Hände schleudern. So wird oft der eleganteste, vornehmste Herr von einem Heer Pulcinelle oder den sogenannten pazzi oder matti in die Mitte genommen, aufs jämmerlichste zerbläut und sein schönes Kleid mit Gypsstaub angeweißet oder confettirt, wie man sich ausdrückt. Dieser letztern Maske scheint Göthe in seiner Beschreibung nicht zu gedenken, oder war sie zu seiner Zeit nicht so gewöhnlich, wie jetzt, wo sie bisweilen die größere Zahl ausmachen, und sich oft an zwanzig oder dreißig zusammenrotten, ihr tolles Wesen zu treiben. Besonders Mägdchen oder Knaben bedienen sich dieser einfachen Maske. Ein Hemd wird übergeworfen und ein weißes Tuch um Hals und Kopf gebunden, sonst ist die Kleidung männlich; doch verräth der volle römische Busen gar bald die Mädchen, die diese Maske unvergleichlich schön kleidet; indessen bedienen sich derselben nur die ärmeren Stände. Sie führen kleine Beschen, mit denen sie andern im Corso auf- und niederwallenden Masken und Zuschauern, oder, ohne Umstände, auf die Trittlinge steigend, den vornehmsten Frauen die Confektflecke mit komischer Geberde abkehren, und alles Naserümpfen oder Vorhalten der Schirme nichts hilft. So schonungslos verfuhren sie selbst mit den gekrönten Häuptern; die Wagen Sr. Katholischen Majestät und der Königin von Etrurien waren oft dem wüthendsten Gypshagel ausgesetzt; indeß hatten sie dies eher für ein Zeichen des Wohlwollens, als der Abneigung zu nehmen. Auch ist es zu verwundern, daß Göthe der Gärtnermasken nicht gedenkt, und doch ist nichts überraschender und niedlicher anzusehen, als wenn sie mit einem Instrument, welches lo scalino genannt wird, und einer Menge mit den Enden an einander gefügter Andreaskreuze oder Scheeren gleicht, die sich zusammenschieben und weit hinausziehen lassen, schönen Frauen selbst bis in den dritten Stock hinauf mit Blitzesschnelle einen Blumenstrauß überreichen. Wie eine Schlange schießt die Scheere empor, und bringt gewöhnlich ein artiges Gegengeschenk zurück.

---

der Karnevalslustbarkeit vergangen. Er bleibt für sein ganzes Leben ein Krüppel, und der Mildthätigkeit des Volks, das jeden Uebelthäter in Schutz nimmt, überlassen.

In vielen Gegenden thut man keinen Schritt, ohne auf tausendjährigen Alterthümern herumzutreten. Einmal sahen wir ein antikes Piedestal mit den halb zerbrochenen Füßen der Statue als Eckstein eingemauert; auf dem Platz der Pescaria liegen stinkende Fischtröge auf den zerstückten Säulen eines Junotempels; am Forum des Nerva klebt zwischen den prächtigen Colonnaden eines Tempels der Minerva ein jämmerlicher Schnapsladen, und im goldenen Hause des Nero werden Esel mit Disteln gefüttert. Im Colosseo, wo sich sonst Menschen und Thiere würgten, hält man mit Glöcklein und Rauchfaß heilige Umgänge, und noch vor kurzer Zeit blühten zwischen den Säulen des Concordientempels, wo der beredte Tullius gegen den nichtswürdigen Catilina donnerte, liebliche Blumen am Häuschen einer armen Familie, die sich zwischen die Colonnade eingenistelt hatte. Im Theater des Marcellus, so wie im Domitians Amphitheater zu Mailand, treibt man elenden Schacher, und in das Grabmal des tugendhaften Cajus Publicius konnten wir nicht eintreten, weil es voll Würste und Schinken hing.

Wir stiegen hierauf nach dem Forum hinab, und einige deutsche Künstler, die gerade am Kapitell der Säulen des Jupiter Tonans schwebten, riefen uns zu sich hinauf, und hier übersahen wir, in luftiger Höhe, die Wiege und das Grab der römischen Herrlichkeit. Man kann wohl überall über Berg und Thal, Meer und Land gehen, aber wahrlich nur einmal in der Welt über das römische Forum! Wie scheinen doch wenige Augenblicke unter diesen Trümmern und Hügeln verlebt, drittehalbtausend Jahre der Trennung aus der Mitte hinwegzunehmen! Was dir in den Alten fremd, ausländisch und verschollen war, wird dir hier bekannt, einheimisch und frisch. Die ungeheure Kluft, die alberne Pedanterei zwischen uns und ihnen gewöhnlich aufbaut, wird bald übersprungen; und vielleicht ist dies eben der größte Vortheil, den man von der unmittelbaren Anschauung hier und auch ganz besonders in Pompeji bei Neapel hat, inne zu werden, wie diese alten Völker, bei vieler Verschiedenheit, auch tausend Berührungspunkte in Gedanken, Empfindungen und Handlungsweise mit uns hatten, und uns eigentlich gar nicht so fremd sind, als wir es uns in Prima oder den Collegien gewöhnlich träumen ließen. Ganz besonders klar wird dies in Pompeji, wo man so tief, wie nirgends, in die Häuslichkeit und das Privatleben der Alten schauet, gerade doch das, was jedes Volk sicherer als alles characterisirt; und es ist zu vermuthen, daß wir leicht einen deutlicheren Begriff von dem Thun und Treiben in der römischen Republik gewinnen würden, wenn es uns doch vergönnt wäre, einige Zeit in neuitaliänischen Republiken zuzubringen, deren elastische Kraft sehr wohl mit dem politischen Leben der Römer in Vergleichung zu stellen wäre, außer dem, daß noch Klima und Boden dieselben Schattirungen im Character beider hervorbringen mußten. Zugleich aber ist klar, warum die Alterthumskunde sich nur im fernen Norden als abstrakte Wissenschaft der jetzigen Welt gegenüber stellen konnte, und nicht wohl in Italien, das noch gleichsam leiblich und geistig zu sehr mit dem Alterthum verwachsen ist.

Ein altes Weib, die nicht anders aussahe, als ob sie zu Macbeths Hexen gehörte, nahm uns sogleich in Empfang, und schrie uns an, ob wir den tarpejischen Felsen sehen wollten? dabei erinnerte sie uns in einer Minute an alle besonders merkwürdige Todesurtheile, die hier vollzogen worden wären, und sprach vom König der Sabiner, Tatius, allen Consuln und Kaisern so vertraut, als ob sie ihre Vettern gewesen wären. Am Ende der Straße wurden wir über eine Treppe hinauf auf den Söller eines Hauses in ein kleines Gärtchen geführt, von dem eine himmlische Aussicht auf die Tiber und die Ruinen umher uns erfreute. „Sehet hier den tarpejischen Felsen," rief die Alte, und in der That, an Gelegenheit zum Halsbrechen fehlt es auch jetzt hier durchaus nicht, noch weniger ehedem, wenn man bedenkt, daß durch Schutt das Thal bedeutend ausgefüllt worden, und dieser Fels dennoch jetzt weit über die Giebel der unten liegenden Häuser hinweg sieht.

Durch Hitze und Staub, vorbei den schreckhaften Gebeinen aufgeknüpfter Räuber wandernd, rauchte uns endlich, mit Martialis zu reden, „die bleiche Albula mit Schwefelwassern entgegen", und wir erblickten die leuchtenden Punkte Tivoli's hoch auf dem Sabinergebirg vor uns. Bald waren wir am Anio oder Teverone, über den wir schon einmal bei Ponte Mammolo gesetzt hatten, da, wo beim Grabmal des Plautius der Ponte Lucano, angeblich nach einem Siege der Römer so genannt, über den Strom führt. Das Grabmal ist ein herrlicher Rest des Alterthums, und gleicht ganz und gar dem der Cäcilia Metalla, oder heut Capo di Bove.

Bald darauf zogen wir in die elende Stadt selbst ein, und konnten nur auf großen Umwegen zu dem Vater der Maler, wie man ihn nannte, Signor Checo, Gastwirth zur Sybille, deren Tempel in seinem Hofe steht, gelangen, indem in der Hauptstraße vor einigen Tagen gerade zwölf Häuser, rund um den alten Tempel des Herkules, der mitten im Ruin unerschüttert stand, zusammengestürzt waren, und so den freien Durchgang auf einige Zeit gehemmt hatten. Wir verlebten den Rest des Tages sehr glücklich unter den stillen Cypressen der Villa d'Este, und den Abend am Abhange des Oelwaldes, in dem sonst das geheimnißvolle Orakel der uralten Faunus wahrsagte, geradeüber vom göttlichen Sturz der großen Cascatelle. Rechts her, an fünf deutsche Meilen, drohet der riesenhafte Dom von St. Peter durch die Lüfte; der kunstreichste Pinsel entwirft nicht einen Schattenriß dieses Gemäldes.

Die vier letzten Freitage vor der Osterwoche strömt alles, vornehm und gering, gegen vier Uhr Nachmittags hinaus nach dem Vatican, um an S. Peters Grabe zu beten; der ungeheure Petersplatz ist dann, so viel es seine Größe erlaubt, ziemlich lebendig, denn da es der Brauch erfordert, daß jeder seiner Geliebten ein Backwerk kauft, so ertönt das Geschrei der Verkaufenden von einem Ende des Platzes bis zum andern, vereinigt mit dem Klagegewinsel und Geklapper unzähliger Bettler. Unaufhörlich strömen Menschen in

[illegible] S. Peter, [illegible] nach der Platz [illegible]. Die [illegible] Frauen [illegible] Arm [illegible] Familien [illegible] Kopfstein zu [illegible], und [illegible] Eindruck, der [illegible] in Dämmerung [illegible] Wesensgestalt der [illegible], der [illegible] der [illegible] Familie [illegible] und die [illegible] Frauen auf die [illegible] machen. [illegible] der römische [illegible] Gottesdienst [illegible] Einfluß auf das [illegible] wenn sich die Geistlichen nicht mit einmischen. Es ist zu verwundern, mit welchem Eifer selbst die [illegible] Frauen ihre [illegible] Kinder [illegible], und der Fuß des Apostels, eigentlich der Statue eines römischen Ratsherrn, küssen lassen.

Auch der Papst erschien selbst, umgeben von Kardinälen und Prälaten, um in S. Peter zu beten. Die Schweizermacht mit ihrer [illegible] Tracht, und ungeheuren Schwertern und Hellebarden, sammt allem Volk, wurde sich demüthig zu Boden, während der Papst, dem sein hängender Unterkiefer nicht eben ein geistreiches Ansehn giebt, ohne hörbare Würde, den Segen austheilte. Man verlangt nicht mehr von Protestanten, sich niederzuwerfen. Im Gegentheil grüßte uns Se. Heiligkeit sehr freundlich, als wir Ihr vor dem Thore des heil. Laurentius begegneten, obgleich wir nur eine ehrerbietige Verbeugung machten, während alles um uns her in Staub und Schmutz am Boden lag.

In der That, nichts ist uns natürlicher vorgekommen, als daß Luther in Italien, und vorzüglich in Rom, den Gedanken zu seiner großen Revolution faßte, und dem, welcher eine Idee nicht gelöst sie von ihrer zufälligen Form unterscheiden kann, ist allerdings eine solche Logik nöthig, wie sie Boccaccio's Jude hatte, um in diesem Lande der Meinung zu bleiben, daß die christliche Religion ein Institut Gottes sey; doch gilt dies eigentlich jetzt noch weit mehr von dem Königreiche beider Sicilien, als von Rom, wo vielleicht die Gegenwart des unbescholtenen Oberhauptes der Kirche, der wenigstens nicht völlig erstorbene Sinn für Kunst und Wissenschaft, und vor allen ein richtiges Gefühl des Wahren und Schicklichen Scandale verhütet, die uns in den Hauptstädten jenes Königreichs mit Widerwillen erfüllen. Obgleich selbst in Rom während unserer Anwesenheit die Kirche St. Lorenzo in Luinia drei Abende nach einander erleuchtet war, weil eine Dame durch das wunderthätige Christusbild des Guido Reni, zu dem sie ihr Beichtiger beten geschickt hatte, von einer genirenden Krankheit genesen seyn sollte.

Freilich können die Geistlichen, jene unglücklichen Maschinen, selbst nicht dafür, so elende Diener der Gottheit zu seyn. Die Theologie ist in Italien keine Fakultätswissenschaft, ihre Anhänger bilden sich in den jammervollsten aller wissenschaftlichen Institute der Welt, den theologischen Seminarien.

Verwahrloset von Jugend auf, von Dummheit und Bigotterie wissenschaftlich gebildet, und in Klöster sclavisch eingesperrt, muß natürlich die Lebendigkeit des italiänischen Geistes und südlicher Leidenschaft die verschrobenste und unnatürlichste Richtung nehmen;

daher sind wiederum die Schulen, die sie leider ebenfalls allein verwalten, in ganz Italien höchst elend, und, was ihr eigentliches Amt ist, den Cultus versehen sie albern und geschmacklos. In Neapel giebt es schwerlich ein Laster, worin sie nicht verwickelt wären, sie betrinken sich sogar, was wir selbst gesehen haben, obschon dieses bei den Italiänern für die höchste Infamie und allerbestialischste Gemeinheit gehalten wird. In Messina versicherte man uns, daß sie die gewandtesten Kuppler wären. Der Beichtstuhl ist ihr geheimes Büreau, in dem galante Intriguen angesponnen werden, und hier vertauscht, um der Vergebung vergangener Fehltritte willen, manch schönes Weib alte Sünden mit neuen *) Vielleicht aber könnte man ihnen vieles verzeihen, wenn man in ihrer Mitte eiserne Characiere, wie in der Herrscherperiode des Katholicismus unter Gregor VII. und Innozenz III. anträfe, oder wenn sie Kunst und Wissenschaft mit Lust und Liebe pflegten, und ihre reichen und vornehmen Brüder, wie Cardinal Alexander Albani, das Genie aufmunterten und beschützten; aber o Himmel, wie ist alle Kraft der Idee aus ihren Köpfen gewichen!

Freilich möchten sie gern herrschen, aber ihren Händen würde der Scepter von selbst entfallen, und unter ihnen stehen keine Naturkündiger, kein Fra Bartolomeo oder Fiesole auf. Sehr häufig findet man nicht allein ganze Conventе, sondern auch einzelne Prälaten, wie z. B. den Bischof von Girgenti, die an 100,000 spanische Thaler u. darüber, wie das Kloster zu Morveale bei Palermo, jährliche Revenüen haben, und doch in der Welt nichts zum Besten der Kunst und Wissenschaft oder sonst menschlicher Angelegenheiten thun. Es giebt keinen unangenehmern Anblick, als in Rom die müßigen Roth- und Violet-Strümpfe mit 5 bis 6 Bedienten das Pflaster stampfen zu sehen, wenn sie sich ja bemühen, ihrem Leichnam höchstselbst Locomotivität zu geben, deren auch nicht einer das kämpfende Talent unterstützt. Der jetzige Pabst allein zeichnet sich vor allen höchst ruhmwürdig aus. Mit großen Summen hat er einen neuen an 200 Schritt langen Saal, Museum Chiramonte genannt, mit einer enormen Menge antiker Statuen und Büsten erfüllt, unter denen die herrlichsten Meisterstücke zu sehen sind; viele der übrigen römischen Großen, Geistliche und Weltgeistliche, weit entfernt, ihre Sammlungen zu vermehren, verkaufen und zerstückeln eher dieselben. Freilich sind manche entsetzlich durch den eisernen Druck der Zeiten herabgekommen; so dankt Fürst Ruspoli seinem Gott, Bürgermeister in Tivoli geworden zu seyn, er, sonst der Besitzer eines Palastes, dessen Treppe allein wohl eine halbe Million werth war (die Scala de' Gaetani). Noch roher sind die vornehmen sicilianischen und neapolitanischen Geistlichen. Eine einzige Sammlung wunderschöner griechischer Vasen ausgenommen, die im Besitz des gebildeten Cicutro (eine geistliche Würde) in Girgenti ist, trifft man in ganz Sicilien

*) Will man sich an das erinnern, was Machiavilli und schon viel früher Petrarca in seinen Briefen über das Heidenleben der italiänischen Geistlichkeit gesagt haben, so wird man viel Consequenz in dem Character derselben finden.

und Neapel kaum eine Privatsammlung eines Geistlichen, die des Ansehns werth wäre, obgleich sich vielleicht ein Drittheil alles Besitzes in den Händen der Geistlichkeit befindet. Mehrmal sind wir in sicilianische Städte gekommen, die bei einer Anzahl von 11 bis 20,000 Seelen, wie Castro Giovanni, das alte Enna, an 60 Klöster, aber kein einziges Wirthshaus hatten. Allerdings kann man dann seine Zuflucht zu den Klöstern nehmen, und wir verdanken dem Orden der Dominikaner in Sicilien manche freundliche Aufnahme; da man aber, außer den vier Wänden und einer Matratze, nichts erhält, so ist diese Gastfreundschaft den reichen Herren eben nicht so unendlich hoch anzurechnen.

Man trifft es sehr häufig, daß besonders in Kirchen die bewundernswürdigsten Gemälde verhangen sind, um eine Zeitlang, freilich ist der Grund ein anderer, nach Eppoënart den Schauplatz zu verlassen, um mit desto größerer Kraft wieder zu erscheinen. Hoch oben an den Gewölben rauschen, von unbekannter Kraft bewegt, die seidenen Vorhänge aus einander, und hervor dringt in unsterblicher Glorie eine Trophäe der Malerey. Das Auge naht sich nicht erst allmälig, sondern, schon früher auf den besten Standpunkt gestellt, faßt es sogleich alles auf, was es soll. Niemals fühlen wir die unglaubliche Kraft dieses plötzlichen Hervortretens mehr, als in dem Palast des Lucian Bonaparte. Dieser Prinz hat eine große Menge Kunstwerke des ersten Ranges aus jetzt zerstückten Sammlungen, wie z. B. der des Fürsten Giustiniani, zusammen gekauft, und obgleich er sonst in Rom durch seinen Geiz und Scheinheiligkeit von jeher in schlechtem Ansehen stand; damals aber durch die letzten Begebenheiten alles noch übrige so durchaus verloren hatte, daß die wilden Frascataner ungestraft seiner Gemahlin sogar gröblich beleidigten: so muß man doch seiner ächt italiänischen Liberalität, mit der er jedem Fremden seine Zimmer öffnet, Gerechtigkeit wiederfahren lassen *). Hier war es, wo die göttlichste und vornehmste Himmelskönigin Rafaels, die Mutter Gottes von den Leuchtern unvermuthet in großer Majestät sich zeigte, begossen mit zartem Vasenlichte, das durch die Gardinen strömte. Außer diesem Gemälde des höchsten Meisters besitzt der Prinz eine große Menge anderer vortrefflichen Kunstwerke, z. B. eine Venus von Allori, den Kindermord des Nicola Pussino; auch hat er auf seinem Landgute bei Frascati, La Ruffinella jetzt, ehedem Tusculanum Ciceronis genannt, mehrere wunderschöne Statuen, z. B. eine wunderschöne Minerva gefunden; vor Allem aber ist die Zierde seiner Antiken, ein Nest voll junger Küchlein auf einem Baum: eine Schlange windet sich an selbigem hinauf, sie zu verschlingen; die Küchlein schreien in Todesangst, die unglückliche Mutter schlägt umsonst ihre Flügel, das Verderben von ihren Kleinen abzuwenden. Wie bewundernswürdig ist auch die Zartheit der Alten!

---

*) So hält er auf seinem Landgute, der Ruffinella, einen Kastellan, der in seiner Abwesenheit die Fremden aufnehmen und bestens bewirthen muß.

Der ferne Norden sendet jetzt, wie es scheint, die talentvollsten Männer nach Rom, um die Künste pflegen zu lassen, welche unter den Händen der jetzigen Italiäner kümmerlich verkommen zu wollen scheinen. Wehe dem freilich, der so etwas in Rom auszusprechen wagte, er würde aufs gelindeste als ein wahnsinniger Narr bemitleidet werden. Denn nach der Ansicht der Römer handhabt Canova den Meißel des Phidias und Cammuccini den Pinsel des Raphael. Dagegen vermögen die tramontanischen Künstler, etwa der Ritter Thorwaldsen ausgenommen, auf keine Weise die Aufmerksamkeit der eingebildeten Thoren auf sich zu ziehen.

Freilich wenn es darauf ankömmt, weibliche, zarte Gestalten in den sanftesten Farben, z. B eine Hebe, Venus und dergleichen, wie mit samtenem Fleisch zu bekleiden: so muß man aufrichtig gestehen, daß der Meißel des Ritter Canova noch jetzt unendlich liebliche Bilder aus dem Marmor hervorruft. Dagegen hat er schwerlich jemals einen männlichen, heroischen, heroischen Körper gebildet, der mit der Antike oder den Arbeiten des Ritter Thorwaldsen zu vergleichen wäre. Canova hat die unerhörte Dreistigkeit gehabt, seinen Perseus, der bei aller Weichheit der Umrisse ein fader, weibischer, muskelloser Heros ist, an die Stelle des Vaticanischen Apoll zu stellen: und die mit Blindheit geschlagenen Römer haben auch nichts dagegen: dabei stehen seine beiden Fechter, an welchen geschwollene Fleischwulste die Stelle der Muskeln vertreten müssen, außer dem, daß der eine noch eine sehr schlechte, wenn auch picante, Stellung hat. Noch weniger Werth hat die plumpe Dirne am Grabmal des Papstes in S. Peter, die die Religion vorstellen soll. Wenn daher der Ritter Canova nur solche Gestalten bilden wollte, zu denen ihn sein außerordentliches Genie bestimmt hat, und wenn er sich, wie die vielen Säle seiner großen Werkstatt zeigen, in den letzten Zeiten weniger an den nichtssagenden, geleckten, malerischen Zeitgeist angeschmiegt hätte, der jetzt die ganze italiänische Bildhauerei bezeichnet, so würde er in seiner Art das größte Lob ungetheilt genießen, das ihm jetzt unbillige, wenn auch geistreiche, Anhänger neuer Grundsätze fast ganz entziehen.

Könnte man dagegen vom Ritter Thorwaldsen auch nur das eine anführen, daß es ihm allein unter allen Künstlern gelungen ist, den Römern, ja dem ganzen Italien, Bewunderung abzuzwingen, so würde dies schon vermuthen lassen, daß er das größte Künstlergenie sey, dem diesen Augenblick die ganze Welt huldigen sollte. Denn wenn gleich die Römer gegen den Mann des Jahrhunderts, wie sie den Ritter Canova nennen, blind sind, so verstehen sie doch sonst sehr gut den Maaßstab der Antike anzulegen, den Thorwaldsen gar nicht scheuen darf. Im Bassorilievo wenigstens kommt ihm kein neuerer Künstler auch nur nahe. Jedermann kennt die herrlichen Modelle, die er für den Palast von Monte Cavallo oder den Quirinal gearbeitet hat; in seiner Werkstatt sahen wir ein eben fertig gewordenes Bassorilievo, leider für England bestimmt: den Triumph seiner Kunst. Er hat ganz genau nach dem Homer die Scene bearbeitet, wie die von Agamemnon abgesandten Heroide Thaltybios und Eurybates dem Achill die Briseis entführen. Alle Figuren haben eine unglaubliche Erhabenheit, Grandiosität, Wahrheit und Schönheit.

Achill, in jeder Nerve Wuth und Rache, wendet sich ab; Patroclus, voll Sanftmuth, drückt Briseis leise hinweg, sie aber wendet sich um, und geht ungern mit den Herolden; diese aber gehen eilig ab, frohen Herzens, das schwere Geschäft glücklich beendigt zu haben. Wir haben niemals ein göttlicheres Bassorilievo gesehen. Diese Großartigkeit zeigt sich in den kleinsten Bildwerken dieses Meisters; er hat einen Ganymed, der den Adler des Jupiter tränkt, sehr klein, aber himmlisch schön und erhaben gebildet; der weiche Knabe ist sich wohl bewußt, ein Götterdiener zu seyn. Aber welch ein Heros ist der Jason, der immer noch keinen Eigenthümer gefunden hat, obgleich z. B. Marchese Torlonia den kolossalen Herkules mit dem Centauer, um dessen willen Canova schon mehrere herrliche Rosse erdolchen lassen, für eine ungeheure Summe bestellt hat; und wie weit wird Canova's Arbeit hinter ähnlichen des Thorwaldsen zurückbleiben!

Noch entschiedener scheint das Uebergewicht zu seyn, welches die Deutschen in der Mahlerei über die Römer behaupten. Wir sind in den großen Sälen der Werkstätte des Camuccini lange herumgestrichen, ohne daß wir uns nur eines einzigen lebendigen Eindrucks erinnern könnten. Glätte und Kälte ohne alle Tiefe der Seele scheint der beständige Character dieses Meisters zu seyn. Besonders aber ist es unerklärlich, wie gerade das Bild, welches S. Heiligkeit in Mosaik setzen läßt, zu der Ehre kommt, versteinert zu werden, da Camuccini sicher viel bessere, als dieses, gemahlt hat. Ueberhaupt ist er so oberflächlich, wie die Mahler der spätern und französischen Schule fast alle. Je weniger indeß Camuccini's eigene Mahlereien interessiren, desto mehr zieht seine Sammlung fremder Meisterstücke an; da er nämlich sehr reich ist, hat er sich eine ganz vorzügliche Gallerie gebildet, und besitzt unter andern die schönsten Garofalo's in ganz Rom.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Im Verlage des Buchhändlers Friedrich Maurer, wohnhaft an der Spittelbrücke Nr. 17 ist so eben erschienen, und bei demselben wie auch in der Maurerschen Buchhandlung Poststraße Nr. 29 für beigesetzten Preis zu haben:

Die beiden Hofräthe, oder die wunderbare Fügung des Schicksals. Ein komischer Roman. Von K. Stein. 8. Berl. 1818. auf Schreibpap. mit einem Titelkupfer. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses treffliche Gemälde aus dem menschlichen Leben, das in der That eine wunderbare Fügung des Schicksals aufstellt, gehört zu den vorzüglichsten des beliebten Verfassers, und ist theils durch die spannenden Begebenheiten und Lagen der handelnden Personen, theils durch das Komische der vorkommenden Auftritte und den lebhaften Humor in der Darstellung, eine sehr unterhaltende Lectüre für jeden Leser. Besonders machen die eingestreueten Bemerkungen über das große und kleine gesellschaftliche Leben dies Buch sehr anziehend, das nicht nur in Leihbibliotheken sondern auch in Privatbibliotheken aufgestellt und in Familienkreisen gelesen werden darf, indem es durchaus nicht über die Grenzen des Anständigen, Zarten und Sittlichen hinausschweift, und daher selbst von der Jugend gelesen werden kann, in sofern Romane überhaupt als Lectüre für die Jugend gelten sollen.

Bei ebendemselben sind in den Jahren 1814 bis 1818 folgende Bücher erschienen und bei ihm selbst wie auch in der Maurerschen Buchhandlung zu bekommen:

Ehrenbergs, Friedr. (Königl. Hofpredigers und Ober-Consist.-Raths,) Glaubensbekenntniß Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich, Wilhelm, Ludwig von Preußen, zweiten Sohnes Sr. Ma-

jestät des Königs, nebst der Confirmationshandlung, der Predigt bei der ersten Communion und den Lebensgrundsätzen des Prinzen. 8. 1816. geh. 12 Gr.

Diese höchst empfehlungswürdige Schrift enthält nicht nur das von dem Prinzen Friedrich, Wilhelm, Ludwig von Preußen Königl. Hoheit höchstselbst aufgesetzte und öffentlich abgelegte rührende Glaubensbekenntniß, sondern auch die ganze Confirmationshandlung, das abgelegte Taufgelübde, die Einsegnung, die jedes fromme Gemüth aufs innigste ansprechende Anrede des Herrn Hofpredigers, dessen herzerhebende und zu den frömmsten Entschließungen erweckende Confirmations-Predigt; und — was dieser Schrift einen hohen, bleibenden Werth ertheilt — die ausgezeichneten, musterhaften Lebens-Grundsätze des Prinzen, nebst einigen Bemerkungen, das Wichtigste der Unterredungen über dieselben enthaltend; äußerst anziehende, lehrreiche und zu den religiösesten Gesinnungen und Handlungen ermunternde Bemerkungen.

Ereignisse, die neusten, in ihren Folgen für die Menschheit. Erstes Heft; enthält: die Ereignisse der Jahre 1812 und 1813 in ihren Folgen für die Menschheit, für die jetzige Generation und besonders für den Preußischen Staat. Ein Blick in die Zukunft. Von C. W. Cosmar 8. geheftet. 1814. 8 Gr.

Ereignisse ꝛc. Derselben zweites Heft, enth. Nachrichten und Bemerkungen aus den Feldzügen des J. 1813 u. 1814. Aus dem Tagebuche eines Feldgeistlichen in dem Preußischen Heere. Nebst, einer Beschreibung der Schlachten von welchen der Verfasser Augenzeuge war. 8. 1818. 18 Gr.

Ereignisse ꝛc. Derselben drittes und viertes Heft; enth. die wichtigen Folgen vom europäischen Freiheitskampfe seit dem Friedensschlusse zu Paris, oder die Jahre 1814 und 1815 in historischer und philosophischer Ansicht. 1 und 2. Hälfte 1815 und 1816, à 18 Gr. 1 Thlr. 12 Gr.

Im ersten Hefte zeigt der Verfasser, sehr bündig und lichtvoll welch einen wichtigen Einfluß die Jahre 1812 und 13

auf die Bildung der gesammten Menschheit haben mußten und hatten. Voran gibt er einen schnellen Ueberblick der Geschichte aus der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts. Er beginnt mit den grausenden Revolutionsstürmen in Frankreich und schließt mit der segenreichen Thronentsetzung Napoleons. Im zweiten Aufsatze dieses Heftes entwickelt dann der Verfasser die wohlthätigen Folgen, welche der Preußische Staat sich von dem so glücklich beendigten Freiheitskriege versprechen durfte. Er thut beiher zum schnellen Wiederemporkommen seines Vaterlandes Vorschläge, welche den denkenden Geschäftsmann, der selbst in fremden Feldern einheimisch zu werden versteht, verkündigen und wovon mehrere von unsern Staatsmännern beachtet worden sind.

Das zweite Heft enthält das interessante Tagebuch eines Geistlichen, der die Feldzüge des 1813 und 14ten Jahres als Brigadeprediger mitgemacht hat. Dieser wackere Gelehrte, von dem reinsten, glühendsten Patriotismus erfüllt, trägt die glänzenden Kriegesthaten der Preußen, die alle vorhergehenden verdunkeln, mit der größten Lebendigkeit vor, die jeden der in der Nähe war, nothwendig beseelen mußten. Durch das lebhafte Feuer, womit er erzählt, fühlen wir uns in alle Gefechte und Schlachten selbst versetzt. Derselbe Fall tritt ein, wenn er uns die anmuthigsten oder wildromantische Naturscenen hinzaubert. Keine Merkwürdigkeit in Städten, Städtchen, selbst in Flecken und Dörfern entgeht seinem scharfen Beobachterblick. Aus Chroniken hebt er manchen treffenden Sittenzug heraus, aus der ältern und mittlern Geschichte alles, was bei dem eben vorkommenden Gegenständen an die frühere Zeit erinnert, oder erinnern könnte. Endlich hat uns noch der Verfasser eine reichhaltige Gallerie von höchst verdienten Männern, Schullehrern, Gelehrten, Geistlichen, Künstlern, Geschäftsmännern aus jeder Provinz, die er bereist, eröffnet; eine so anziehende Gallerie, daß jeder Anschauer mit Liebe oft dahin zurückkehren wird.

Das dritte und vierte Heft enthalten: Napoleons Abdankung, den Pariser Frieden, den Wiener Congreß, Napoleons Landung, Gefangennehmung und den darauf erfolgten Frieden, den Feldzug der alliirten Mächte gegen Frankreich und Napoleons zweite Gefangennehmung. In der bündigsten Kürze enthält dies schätzbare Werkchen alle Kriegesereignisse sowohl, als auch alle politischen Verhandlungen der auf dem Titel bemerkten Jahre; zugleich

löst es auf das genügendste durch Benutzung ausländischer Geschichtsquellen mehrere Zeiträthsel, wirft ein ganz neues Licht auf den eingedrungenen Gebieter Frankreichs, auf mehrere Macht- und Gewalthaber und legt uns die Erwartungen und Ansichten der im Kampf befangen gewesenen Nationen vor.

Aus dieser Inhaltsanzeige ergiebt es sich, daß diese 4 Hefte, welche alle die merkwürdigen Ereignisse der ewig denkwürdigen Jahre 1812, 1813 und 1814 in gedrängter und gehaltvoller Kürze enthalten, auch für die spätesten Zeiten zum Nachlesen aufbewahrt zu werden verdienen.

General Moreau. Abriß einer Geschichte seines Lebens und seiner Feldzüge. Von K. Jochmus. Mit dem Bildnisse des Helden. 8. 1814. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Lebensgeschichte dieses höchstmerkwürdigen Mannes greift zu sehr ein in die Revolutionsgeschichte Frankreichs und in die darauf gefolgten Kriegs- und Weltbegebenheiten, an denen der unvergeßliche General Moreau einen so großen Antheil genommen hat, als daß dieser vom Hrn. Hofr. Jochmus mit großer Genauigkeit in einem blühenden Vortrage ausgearbeitete Abriß u. s. w. nicht auch für die spätesten Nachkommen einen bleibenden Werth haben sollte. Zumal demselben alle zur Erläuterung der darinnen vorkommenden Streitpunkte Moreaus mit seinem neidischen Gegner, dem Franz. Usurpator, dienenden Actenstücke beigefügt sind.

Gesangbuch, vollständiges, für Freimaurer. Zum Gebrauch der großen National-Mutter-Loge zu den drei Weltkugeln in Berlin und allen mit ihr vereinigten Logen in Deutschland. Fünfte verb. mit drei Anhängen vermehrte Auflage. gr. 8. 1813. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses gegen 600 Lieder enthaltende Gesangbuch ist das vollständigste, was bis jetzt im Druck erschienen ist, und seiner Vollständigkeit und seines schönen Druckes und äußerst billigen Preises wegen, in allen Freimaurer-Logen ohne Unterschied gebraucht und eingeführt zu werden verdient.

Grävells, M. C. F. W. (Königl. Preuß. Regierungsrath) Commentar zu den Credit-Gesetzen des Preußischen Staats, praktischen Theils, in ihrer Vollständigkeit und ihrem Zusammenhange. Ein Handbuch für praktische Juristen. Erster Band, enthaltend die Lehre von Arresten, Executionen,

Taxe und Subhastationen, Moratorien, Behandlung der Gläubiger und Güterabtretung. gr. 8. 1813. 1 Thlr. 16 Gr.

Desselben zweiter Band, enthaltend die Lehre vom Concurs und den Liquidationsprozeß gr. 8. 1814. 2 Thlr.

Desselben dritter Band oder theoretischer Theil, enthält die Lehre vom Darlehn, Gemeinschaften, Lehns- und Fideicommißgeschäften, Wechseln und Handelsbillets. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 6 Gr.

Dess. systematische Entwickelung der Theorie der hypothekarischen Protestationen nach Preußischem Rechte. gr. 8. 1815. 10 Gr.

Es ist unstreitig für jeden Einwohner des Preußischen Staates ein hohes Bedürfniß, eine vollständige Kenntniß der Gesetze über diejenigen Rechtsverhältnisse zu erlangen, welche kein Staatsbürger vermeiden kann, der im Verkehr steht und nur einiges Vermögen besitzt. Denn jeder ist entweder schuldig oder hat Schulden ausstehen, und ist also dabei interessirt zu wissen, wie er sich bei allen den Geschäften zu verhalten hat, welche das Schuldenwesen betreffen.

In jedem Lehrgebäude finden sich Lücken, Dunkelheiten, Widersprüche, die ausgefüllt, aufgehellt, und gehoben werden müssen. Hierzu soll in Hinsicht des gesammten Credit-Wesens dieser Commentar dienen. Im 1sten und 2ten Bande sind alle das gerichtliche Verfahren dabei betreffende und darüber vorhandene Vorschriften gesammlet, geordnet und erläutert. Am Wichtigsten für das ganze Publikum ist der Inhalt des 3ten Bandes und die demselben als Einleitung vorangegangene systemat Entwickelung ꝛc. Alle diese gesetzlichen Bestimmungen sind darinnen ebenfalls gesammelt, zusammen gestellt und erklärt. Daher ist dieser 3te Band hauptsächlich als ein praktisches Handbuch, nicht nur allen Gerichtspersonen, sondern auch allen Geschäftsmännern, Gutsbesitzern, Kaufleuten, Schiffs-Rhedern und Rentiers zu empfehlen. Denn die tägliche Erfahrung lehrt, wie viele Ungewißheiten bei den vorfallenden Wechselstreitigkeiten zur Sprache kommen, und wie oft im Wechselverkehr das Recht blos darum verloren geht, weil die vorgeschriebenen Formlichkeiten oder

Vorsichtsmaßregeln nicht beobachtet worden sind. In diesem Commentar ist daher ein vollständiger Unterricht auch über das Wechselrecht und eine deutliche Erläuterung der darüber bestehenden Gesetze, mit Berücksichtigung aller darüber bekannt gewordenen Zweifel und mit Ausziehung der für den Wechselverkehr zu beobachtenden allgemeinen und besondern Grundsätze enthalten, und scheint daher besonders für den Kaufmannsstand ein fast unentbehrliches Hülfsmittel zu seyn.

Hermbstädt, Dr. S. Fr. (Königl. Preuß. Geh. Rath) Grundriß der Technologie, oder Anleitung zur rationellen Kenntniß und Beurtheilung derjenigen Künste, Fabriken, Manufakturen und Handwerke, welche mit der Landwirthschaft, so wie mit der Kameral- und Polizeiwissenschaft in nächster Verbindung stehen. Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen, und zur Selbstbelehrung für angehende Staatsdiener, Kameral- und Polizeibeamte, desgleichen für Landwirthe, Kaufleute, Fabrikanten, Manufakturisten und Handwerker. gr. 8. 1814. 3 Thlr.

Dieses für so viele Stände höchst brauchbare Werk ist, als solches, seit seiner Erscheinung bereits hinlänglich anerkannt. Die Absicht des Hrn. Verf. bei demselben ging hauptsächlich dahin, nicht nur die Hauptsätze desjenigen aufzustellen, was bei Vorlesungen hierüber nothwendig gelehrt werden muß, sondern auch Geschäftsmännern im Dienste des Staates, Landwirthen, Kameral- und Polizei-Beamten, Justizmännern, die über streitige Punkte der technischen Gewerbe entscheiden sollen, Lehrern in Schulen, die ihren Schülern die Elemente der Technologie vortragen, angehenden Technologen oder Dilettanten, die auf Reisen Manufaktur-Anstalten besuchen und kennen lernen wollen, Kaufleuten, bei Anlagen von Fabriken und Manufakturen zum Ueberblick der wichtigern Gegenstände u. s. w. ein nützliches Handbuch zu liefern, das sie hinlänglich über die Gewerbkunde unterrichtet. Diese Absicht hat der Herr Verfasser mit vieler Gemeinnützlichkeit erreicht, so wie auch diese Technologie als Lehrbuch auf mehreren deutschen Universitäten zu Vorlesungen eingeführt ist und gebraucht wird.

Huberts (Königl. Amtsrath) Die Wartung, Zucht und Pflege der Schafe, ihre Benutzung und Veredlung; oder Dienstanweisung für meinen Schäfer in allen seinen Geschäften und Dienstverhältnissen. Mit drei Kupfertafeln 8. 1814.

Auf Schreibpapier 1 Thlr. 4 Gr.
Auf Druckpapier 22 Gr.

Dieß aus zwanzigjähriger Erfahrung des Verfassers hervorgegangene, von vielen prakt. Landwirthen und großen Schäferei-Besitzern als das brauchbarste Handbuch über die Schafzucht anerkannte Werk enthält alles, was zum Ankauf, zur Zucht, Wartung und Pflege der Schafe, zu deren vortheilhaften Benutzung und Veredlung, zum Verfahren bei der Schafwäsche und Schafschur, zum Wickeln, Packen, Wägen und Verkauf der Wolle u. s. w. zu wissen nöthig ist, und zwar so deutlich und als Dienstanweisung für Schäfer so begreiflich und durch 3 Kupfert. erläutert, daß jeder Schafmeister und Schäfer darnach verfahren, und jeder Schäfereibesitzer daraus vollständige Belehrung und Nutzen ziehen kann.

Der Werth dieses Buches wird noch durch das als zweiter Theil beigefügte Werk:

Rezeptbuch für Schäfer, oder praktische Anweisung, wie ein jeder die Ursachen der Krankheiten bei den Schafen auffinden, dieselben erkennen und heilen soll. Von Joh. Mic. Rohlwes, Königl. Thierarzt. Mit einer Kupfertafel. 8. 1813.

Auf Schreibpapier 12 Gr.
Auf Druckpapier 10 Gr.

erhöhet, welches unter diesem Titel auch besonders verkauft wird, und als durchaus praktisch bereits von bedeutenden Schäferei-Besitzern anerkannt ist. Es enthält, was der Titel besagt, eine vollständige, auf langjährige prakt. Erfahrungen des Verfassers gegründete deutliche Anweisung aller Schafkrankheiten und deren Heilung, und bildet mit der Dienstanweisung des Hrn. Amtsrath Hubert ein vollkommenes Ganze.

Reise der russisch-kaiserl. Flott-Officiere Chwostow und Dawydow, von St. Petersburg durch Sibirien nach Amerika und zurück, in den Jahren 1802, 1803 u. 1804. Beschrie-

den von Dawydow, und aus dem Russischen übersetzt von Dr. Carl Joh. Schultz. 8. 1816. 1 Thlr.

Diese äußerst interessante und gefährliche Reise ist vom Vice-Admiral Schischkow mit einer Vorrede begleitet, in welcher die besondern merkwürdigen Lebensumstände der beiden Reisenden, ihre Veranlassung zu dieser Reise, deren endliche Rückkehr nach überstandenen Gefahren und Leiden, ihre Characterschilderung, ihre nachherigen Kriegs-Unfälle und dann, nach Beendigung des Feldzuges, ihren gemeinschaftlichen traurigen Tod, den sie des Nachts bei einer Brücke auf Wassily-Ostrow — in der Newa fanden und in den Wellen begraben wurden, mitgetheilt worden. Kein Leser wird hierbei ungerührt bleiben und jeder gewiß das traurige und sonderbare Lebens-Ende dieser muthigen, hoffnungsvollen Jünglinge beklagen.

Musikalien: Neue Auswahl von Maurergesängen, mit Melodien vorzüglicher Componisten. Gesammelt und herausgegeben von Fr. Maurer. gr. quer Quart. 1814. 3 Thlr.

Von allen in dieser neuen Auswahl enthaltenen Liedern ist der Text unter den trefflichen gefühlvollen Melodien vollständig abgedruckt.

—— Böheims, F. M. Auswahl von Maurer-Gesängen mit Melodieen der vorzüglichsten Componisten. Erste Abtheil. Neue verbesserte Auflage, groß quer 4. 1817. 3 Thlr. 8 gr.

Die zweite Abtheil. ist unter der Presse.

Diese schätzbare Melodien-Sammlung ist nicht nur unter den Freimaurern, sondern auch einem großen Theile des nichtmaurerischen Publikums hinlänglich bekannt und geachtet, und es ist bei dieser neuen verbesserten Ausgabe nur noch zu bemerken, daß sie durch 12 neue ganz vorzügliche Gesänge vermehrt worden ist.

Kupferstiche: Portrait des General Moreau. Gestochen von Wolff. 8. 8 Gr.

—— des Prof. Fichte. Gestochen von Bolt. 8. 8 Gr.

Rezension,

(aus der Berliner Zeitung entlehnt.)

F. W. Gubitz Schriften,

2 Bände.

Mit Titel- und Seiten-Blättern in der Colorit-Manier des Holzschnittes; in einem saubern geschmackvollen Umschlage, geheftet.

Berlin in der Maurerschen Buchhandlung. Schreibpapier 4 Thlr., auf Velin-Papier 6 Thlr.

Zwei Elemente, die sich sonst gewöhnlich zurückstoßen, vereinigen sich in den Schriften des Verfassers, machen die Hauptbestandtheile darin aus: Empfindung und Satyre. Ich kann und will noch kürzer seyn, und beide, nach ihrem glücklichen Zusammenfluß mit einem Namen bezeichnen: Laune. Die Laune ist im kleinsten Werke des Herrn Gubitz unverkennbar, sie stimme ihn nun zum Lachen, zur Wehmuth, zum Ernst, zum Scherz, oder, wie er selbst auf dem Titel sich ausdrückt, zur Denk- oder Lachlust. Jeder Verfasser, der, wie er, seine eigene Manier hat, hat auch seinen Ueberfluß: Der des Verfassers ist der Witz. Es sind nicht, wie er sie nennt, Einfälle; es ist Witz von der echten guten Art. Dabei besitzt er die seine Gabe der Erzählung in hohem Grade. Man lese z. B. die Rezension, den Verschlossenen, die Drachenbändiger. Ueberläßt er sich der Satyre, so ist es die lachende, nie die hämische; siehe seine Rede im Geiste Abrahams á Sta Clara, einen Freiheitsapostel. Seine Gedichte haben einen Anstrich von Empfindung, der ihnen, wenn die Empfindung nicht eine Art von Schwärmerei wäre, die immer von neuem aufregt, Einförmigkeit geben könnte.

Der zweite Theil dieser Schriften enthält Theaterspiele, hier und auswärts schon bekannt und aufgeführt. Ich würde gewiß, wenn ich sie als neu dem Publikum anzuzeigen hätte, mit eben der Vorliebe von ihnen sprechen, mit welcher ich sie darstellen sah, mit welcher ich sie jetzt wieder gelesen habe. Ja ich möchte beinahe sagen: sie gefielen mir beim Lesen noch besser als in der Handlung, weil der Verfasser als dramatischer Schriftsteller seinen Stücken — vielleicht absichtlich, um den Zuschauer fester zu fesseln — die erleichternde Inhaltsanzeige im Eingang versagt, und eine epische Regel zur dramatischen gemacht hat. Recht sehr freue ich mich übrigens, daß aus dem Sauertopf der heutigen literarischen Küche, neben Politik, Polemik ꝛc., endlich einmal wieder ein heiteres Genie uns ein wohlschmeckendes, leicht zu verdauendes und doch nahrhaftes, kraft- und saftvolles Gericht anrichtete und auftischte, und rufe dem speisenden Publikum zu: Prosit die Mahlzeit!

E.

In allen Buchhandlungen ist wieder zu bekommen:

Rohlwes, Joh. Nic., allgemeines Viehbuch; oder Un
richt, wie der Landmann seine Pferde, sein Hornvi
Schaafe, Ziegen, Schweine und Hunde erziehen, w
ten und futtern, und ihre Krankheiten erkennen u
heilen soll. Mit 1 Kupfer. Siebente verbesserte und v
mehrte Auflage. 8. Berlin, in der Maurerschen Bu
handlung. Preis 20 G

Desselben Taschen-Pferdearzt im Felde. Ein Not
und Hülfsbüchlein für die Kavallerie, die Krankheit
ihrer Pferde leicht zu heilen. 12. Ebendaselbst. In
nem netten Umschlage geheftet. Preis 6 G

Desselben dasselbe Buch ausführlicher. Mit 2 Kup
2te verbesserte und vermehrte Auflage 8. Ebendaselbs
Preis 1 Th

Der

Korsar.

Eine Erzählung aus dem Englischen des Lord Byron
16. Berlin, 1816. geh., in einem geschmackvollen Umschlage.
Preis: 16 gGr.

Vorwort des Herausgebers:

Der Korsar des Lord Byron gehört ohnstreitig zu den schönsten und merkwürdigsten Erscheinungen der neue sten Englischen Literatur, und hat in England selbst großes Aufsehen gemacht. Die Neuheit des Gegenstandes, der Reiz des Griechischen Himmels, der edle reine Styl, die vielen aus der tiefsten Kenntniß des menschlichen Herzens geschöpften Bemerkungen, vereinigen sich, um ein Dichter werk hervorzubringen, das den Leser auf eine ungewöhnliche Weise anspricht und seine Aufmerksamkeit ununterbrochen festhält.

Der Uebersetzer ist sich bewußt, mit Treue und Sorgfalt gearbeitet zu haben, und wünscht, daß seine Anstrengungen zur Besiegung der vielen Schwierigkeiten seines Originals nicht vergeblich gewesen seyn mögen.

Maurersche Buchhandlung.

3) Werden wir, unter der stehenden Rubrik: Rückblicke in die nächste Vergangenheit, eine Uebersicht der neuesten Begebenheiten in den europäischen Staaten, und eine kurze Kritik der interessantesten politischen Journale und Flugschriften, geben.

Von dem Neunten Hefte an, hat die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, die Hauptbesorgung dieses Journals übernommen. Der Beifall, welchen das Publikum diesem Journale geschenkt hat, ermuntert uns, statt der bisher erschienen zwanglosen Hefte, das Journal als Monatsschrift fortzusetzen, und jährlich 12 Hefte zu liefern. Es erscheint daher vom Januar 1817, und zwar vom 13ten Hefte an, monatlich ein Heft von 8—9 Bogen, im Verlage der Maurerschen Buchhandlung in Berlin. Durch alle löblichen Preußischen Postämter können Bestellungen darauf gemacht, und dasselbe regelmäßig bezogen werden. Der Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Heften ist 8 Rthl. Courant, der Preis des einzelnen Heftes 20 Gr. Alle Beiträge bitten wir an die Maurersche Buchhandlung in Berlin zu senden, an welche auch alle Bestellungen und Zahlungen unmittelbar, oder durch die löblichen Postämter und guten Buchhandlungen, zu machen sind.

Alle Bedingungen, welche für das Jahr 1817 galten, behalten auch für das Jahr 1818 ihren Werth; sowohl in Betreff des zu liefernden als das des zu fordernden.

Berlin im Januar 1818.

Die Redaktion der Freimüthigen Blätter.

Inhalt.

Seite

I. Ueber des Herrn von Grevenitz Bauer in Polen von Kosmophiles 907

II. Bruchstücke der rheinischen Litteratur während der französischen Invasion 933

III. Andenken vom Mont St. Jean, aus dem Homme Gris übersetzt 993

Rückblicke auf die neueste pol. Lit. CCCXXI-CCCXXXVI.